303.843
B734

FRANZ AUGUST BRANDSTÄTER.

DANZIGER SAGENBUCH.

REGENTS OF THE UNIVERSITY OF MINNESOTA

THE LIBRARY

Digitized by Google

Danziger Sagenbuch.

Gedanensia.

Beiträge zur Geschichte Danzigs.

Zweites Bändchen:

Danziger Sagen von der Stadt und ihren Umgebungen

von

Dr. F. A. Brandstäter,
ehem. Professor am städt. Gymnasium in Danzig.

Danzig, 1886.
Verlag von Theodor Bertling.

Digitized by Google

Danziger Sagenbuch.

Sagen von

der Stadt und ihren Umgebungen.

In vollständiger Sammlung

von

Dr. F. A. Brandstäter,
ehem. Professor am städt. Gymnasium in Danzig.

Dritte Auflage.

Danzig, 1886.
Verlag von Theodor Bertling.

Fotomechanischer Nachdruck 1969
Verlag Harro v. Hirschheydt
Hannover – Döhren

Digitized by Google

303.843
B734

Vorwort.

Ein echt deutscher Mann, Ludwig Jahn, sagt (in den „Runenblättern“): „An jeder guten Sage ist auch eine gute Sache, und ihre Glaubwürdigkeit verdient Glauben“. Diese kernigen Worte mögen als Einleitung zu vorliegender Sammlung genügen, statt noch mit anderen Aussprüchen zum Theil hochberühmter Männer den Sagen ihre gebührende Stellung und Bedeutsamkeit zuzuweisen. Was eine gute Sage sei, darüber dürfte vielleicht Verschiedenheit der Meinung stattfinden; wir möchten als gut und folglich der Erhaltung würdig zweierlei Sagen bezeichnen: erstlich solche, welche sich an bedeutsame Lokalitäten gleichsam wie ein verklärender Schimmer anschließen, und zweitens solche, die als Ausdrücke der religiösen und sittlichen Anschauungen der Landesbewohner erscheinen. Es bleibt dabei nicht ausgeschlossen, daß nach guter deutscher Art beide Rücksichten oft, ja gewöhnlich, sich mit einander vereinigen. In der Einleitung zu der von Tettau-Temme'schen Sammlung von Sagen S. XIII ist eine Eintheilung der Sagen versucht in historische und geographische, zu jenen gehören dann 1. heidnische besonders nach dem vielgenannten und vielbenutzten Buche des Bischofs Christian, und dann 2. die christlichen Legenden, letztere freilich weniger aus dem Volke, als aus der Geistlichkeit entsprungen. Die geographischen oder Lokalsagen wiederum schließen sich an bestimmte Oertlichkeiten; wir finden dergleichen bei Christian, bei Simon Grunau, Lucas David, Aeneas Sylvius, Erasmus Stella, Peter von Dusburg, Leo, Caspar Schütz, Waissel und selbst noch spätern Aufzeichnern. Freilich ist Manches bisher gar nicht aufgezeichnet gewesen, und so hat sich die Gesammtzahl bis über 100 ausgedehnt. Zugleich im Hinblick auf die hier gesammelten Sagen möchte ich mir gestatten, folgende Kategorien und allgemein-übersichtliche Inhalts-Angabe der Eintheilnng nach bestimmten Lokalen vorauszuschicken:

A. Gründungs-Sagen: betreffend die Gründung oder Entstehung von Staaten, Städten, Dörfern, Schlössern und Burgen, Brücken, Thürmen, Häusern, Kirchen und Kapellen, ferner von Kunstwerken: Gebäuden, Säulen, Tabernakeln, Bildsäulen, Crucifixen, Gemälden, mechanischen Kunstwerken u. s. w.

Daran schließen sich noch die Sagen über die Entstehung von Namen und Benennungen der verschiedensten Oertlichkeiten und Dinge.

B. Untergangs-Sagen, über die Zerstörung von Städten, Landschaften u. s. w. durch Natur- oder Menschengewalt (häufig in Verbindung mit moralisirenden Sagen).

C. Verwandlungs-Sagen, theils auf weite Kreise bezüglich, theils auf einzelne Personen oder Gegenstände, (ebenfalls sehr gewöhnlich in Verbindung mit moralisirenden). — Die erste aller Verw.-S. wäre die von der Erschaffung der Welt; dann kommen andre von der Entstehung von Bergen, Felsen, Schlünden, Seen und Teichen, Küsten, Gewinn oder Verlust an Fruchtbarkeit u. s. w.

D. Historische Sagen, theils sich anlehnend an unhistorische Persönlichkeiten, theils an historische, und im letzteren Falle von der Geschichtsforschung zu widerlegen oder zu berichtigen.

E. Volks-Aberglauben in Sagen, sich heftend an die vom niederen Volke geglaubten Geister und Gespenster, Underärdschkens, Hexen und Zauberer, Riesen, Halbmenschen, Unthiere, Vampyre u. s. w.

F. Moralische Sagen, d. h. für moralische Zwecke erfunden, und zwar

a. positiv mahnende, fürsprechende:

mahnend zur Gottesfurcht, ja zur übertriebensten Askese, zur Tugend, zur Treue im Worthalten und in der Amtsführung, zum Gehorsam gegen Fürst und Obrigkeit, zu gegenseitiger Unterstützung, dann auch namentlich zur unbedingten Unterwerfung unter Kirche und Geistlichkeit, zur Verehrung der Heiligen, Mahnung an den dankbaren Genuß von Gottes Gaben, ans jüngste Gericht 2c.

b. negativ abmahnende und tadelnde:

gegen Tyrannei und Grausamkeit, gegen Gottlosigkeit, Frechheit, Uebermuth, Impietät, Hoffart, Ungehorsam und Störrigkeit, Völlerei und Unzucht, Habsucht und Geiz, Haß und Neid, und andere Laster; insbesondere gegen den Teufel und seine höllischen Verführungskünste, mit Gegenstücken vom geprellten „dummen Teufel". Seit der Kirchentheilung kommen dazu noch Sagen zur Stützung des einen und des andern Glaubens.

Digitized by Google

Die untersten Weichselländer sind erst spät in die Geschichte eingetreten, weil sie durch Alluvion langsam entstanden sind. Sie bevölkerten sich mit deutschen Colonisten, durch die Bemühung des deutschen Ordens und waren im 14. Jahrhundert so wie im größten Theile des 15. ganz deutsch zu nennen. Dieser Zeit gehören auch die an historische Vorgänge sich anschließenden Sagen an, die wir hier als deutsche erzählen. Die zum Theil gelungenen Bestrebungen der Folgezeit, das westliche Preußen zu polonisiren, sind wohl auch eine Ursache, warum die deutsche Sage hier weniger Thätigkeit als in andern deutschen Gauen entwickelt hat. Diese Thätigkeit zeigt sich in schwächerer Weise noch in den Zeiten der Reformation, in den Schwedenkriegen, ja noch im vorigen Jahrhunderte vereinzelt. Die polnischen Sagen sind, mit Ausnahme der letzten auf das gesammte Weichselland bezüglichen, von der Sammlung ausgeschlossen. Man gestattet übrigens wohl, daß neben den allgemeiner geglaubten Sagen auch eine und die andere Hypothese aus dem Bereiche der Wissenschaft, wenn gleich über den Irrthum nicht erhaben, hier Erwähnung finde. Wir wollen damit nicht den Satz jenes großen Philosophen stützen: Credo, quia absurdum (Ich glaub' es, weil es unvernünftig oder thöricht ist); aber auf diesem Gebiete kann ja überhaupt kaum die Frage des Pilatus: Was ist Wahrheit? ernstlich aufgeworfen werden. Jedenfalls schien es mir wie auch dem Herrn Verleger an der Zeit, als Vorläufer zu einer nächstdem herauszugebenden wissenschaftlichen Topographie Danzigs und einer vielleicht später zu liefernden Geschichte unsrer Stadt und ihres Gebietes, die örtlichen Sagen zu fixiren. So folgen sie hier in einer gegen die bisherigen Ausgaben bedeutend vermehrten Zahl. Als solche, in prosaischer und poetischer Behandlung, aus neuerer Zeit fand ich vor:

1. v. Tettan und Temme, die Volkssagen Ostpreußens, Litthauens und Westpreußens. Berlin 1887. (Darunter hierher gehörig 16.)
2. O. F. Karl (pseudonym). Danziger Sagen, Danzig 1843 und 44. 2 Hefte (enthält zusammen 34 Sagen).
3. L. Becker, C. Roose und J. G. Thiele, Litthauische und Preußische Volkssagen, poetisch bearbeitet. Königsberg 1847. (Hierher gehörig sind 8 von den Gedichten.)
4. F. A. Brandstäter, Sagen aus den Bergen bei Oliva, im Westpreuß. Volkskalender, Danzig 1858 (enthält 7 bisher ungedruckte).
5. J. G. Th. Grässe. Sagenbuch des Preußischen Staates, Band 2. Glogau 1871. (29 Sagen gehören hierher.)

6. Ed. Ludw. Garbe: Danziger Sagen, poetisch bearbeitet. Danzig 1872 (enthält außer einem Anhange 47 hierher gehörige Gedichte, die aber zum Theil nicht Sagen, sondern historische Facta behandeln).

In der Gebrüder Grimm Sammlung deutscher Sagen, Berlin 1816 f., (2. Aufl. von Hermann Grimm, 1865) findet sich keine Preußen betreffende als nur die hier unter No. 105 erzählte vom Marienburger Buttermilchthurm, I, No. 180), denn die von Leuneburg in Preußen, aus Hennenberger, scheint nicht herzugehören.

Die gegenwärtige Sammlung umfaßt 109 Sagen. Möge auch sie, wenn gleich unscheinbar, zur Belebung des vaterländischen Sinnes etwas beitragen.

Danzig, im August 1882.

Der Herausgeber.

Inhalt.

I. Sagen vor der Gründung der Stadt.

Seite

1. Die frühere Gestalt der Küste . 1
2. Die Phönizier 2
3. Die Elektriden und Hermione . 3
4. Aus der Edda 3
5. Phaethon und der Eridanus . 4
6. Hela. 5
7. Fata Morgana 7

II. Sagen von Danzigs Ursprunge.

8. Danzigs Gründung und Name . 8
9. Der Hagelsberg. 10
10. Der Stein in der Stadtmauer. 11

III. Aus der Zeit der Ordensherrschaft.

11. Der falsche Olaf 12
12. Krahn und Schwan 13
13. Konrad Letzkau's Tod . . . 13
14. = = Tochter . . 16
15. = = Leichenstein . 17

IV. Sagen von der Ober-Pfarrkirche zu St. Marien.

16. Der Bau der Marienkirche . . 17
17. Der Baumeister. 17
18. Die Vollendung des Thurmes. 18
19. Das Kind in der Thurmluke . 18
20. Der Glöckner der Kirche . . . 19
21. Das Muttergottesbild. . . . 19
22. Brot in Stein 20
23. Semmel in Stein 21
24. Die Finger im Steine . . . 21
25. Die astronomische Uhr . . . 22
26. Dieselbe 24
27. Der unterirdische Gang . . . 25
28. Die messingne Taufkapelle . . 25
29. Das Krucifix. 26
30. St. Reinhold 28
31. Das jüngste Gericht 30
32. Die Ferber'sche Kapelle . . . 32
33. Die 12 Apostel 32

V. Sagen von anderen Kirchen Danzig's.

34. Der Mönch in der S. Trinitatis-Kirche 33
35. Das nächtliche Begräbnis daselbst 34
36. Das Birgitten-Glöcklein zu St. Johann 35
37. Das Seelenglöcklein in der Karmeliter-Kirche 36
38. Der Mönch und der Teufel daselbst 36
39. Der Marienbrunnen zu St. Birgitten 37
40. Die hl. Birgitta und ihr Orden. 37
41 Der Ring der hl. Birgitta . . 38
42. Die Kirche der Dominikaner. 39
43. Die St. Katharinen-Kirche. 40
44. Das Glockenspiel daselbst. . . 40
45. Kirche und Kirchhof zum hl. Leichnam 41

VI. Sagen von weltlichen öffentlichen Gebäuden der Stadt.

46. Vom Rathhause der Rechtstadt 41
47. Die Löwen am Portale desselben 42
48. Der Artushof 42
49. Das jüngste Gericht in demselben. 43
50. Der Ritter St Georg in demselben 45

Seite
51. Das Grüne Thor 47
52. Das alte große Zeughaus . . 48
53. Das Gouvernementshaus . . 49

VII. Sagen von einigen Privathäusern Danzig's.

54. Die Pferdeköpfe 49
55. Die Jopengasse 50
56. Der Häng-opp 51
57. Das verfluchte Haus 52
58. Das Haus „Adam und Eva". 52

VIII. Verschiedene Sagen von Danzigern.

59. Der ungerechte Bürgermeister . 55
60. Die geworfene Feder 55
61. Das Tuch mit den Winden. . 56
62. Das behexte Bärenfell . . . 56
63. Der bestrafte Wahrsager. . . 57
64. Die zweimal gehängten Hosen. 58
65. Bestrafter Kirchenraub . . . 58
66. Bestrafte Untreue 58
67. Der Wärwolf 59
68. Die Vampyre. 60
69. Die Unterärdschken 60
70. Die bösen Luftgeister 62
71. Gert Birnbaum. 63
72. Der undankbare Dieb 63
73. Das Pfaffenkind 64
74. Die Zerstörung der Jungstadt. 65
75. Das Ritterschloß 66
76. Pancratius Klemme 67
77. Herr Hewelke 68
78. Die Perücke des Bürgermeisters. 69

IX. Sagen aus den Umgebungen Danzig's.

Nach Norden hin:

79. Das Pockenhaus 69
80. Jerusalem 70
81. Heiligenbrunn 72

Seite
82. Die Gründung der Abtei Oliva 74
83. Der Karlsberg daselbst. . . 75
84. Der Brotstein in der Kirche daselbst 76
85. Abt Geschke. 76
86. Die Franzosen in Oliva . . 77
87. Der Teufelsberg daselbst . . 78
88. Der Rennberg = ... 80
89. Der Kahlberg 80
90. Der Düttchenberg = ... 81
91. Der Todtschlageberg = ... 82
92. Der Hexenberg = ... 83
93. Die Teufelsbrücke bei Espenkrug 83
94. Der Schloßberg bei Zoppot. 85
95. Der hl. Jatzko in Oxhöft . 86
96. Die Gründung des Karthäuser-Klosters „Marien-Paradies" 87
97. Die Verschwörung daselbst. . 88
98. Ottomin und die Fee Odmina 89

Nach Süden und Osten hin:

99. Die 3 Schweinsköpfe . . . 89
100. St. Albrecht und der h. Adalbert 90
101. Der reiche Bauer zu Nickelswalde. 93
102. Der Fischmeister in der Scharpau 94

Aus dem großen Werder:

103. Die Schwente 95
104. Der Schulmeister u. der Böse 96
105. Der Comthur v. Herren-Grebin 97
106. Die Bauern von Lichtenau . 98
107. Der Deichgeschworne zu Güttland 100
108. Die hl. Dorothea aus Montau. 101
109. Schluß: Der grüne Weichsel-Vogel 103

Digitized by Google

Danziger Sagen.

I. Sagen vor der Gründung der Stadt.

1. Die früheste Gestalt der Küste.

Der römische Dichter Ovidius (um Christi Geburt) beginnt ein großes Dichterwerk „Verwandlungsgeschichten“ in 15 Büchern mit der Schöpfung, so daß der Uebergang vom Chaos in eine geordnete Welt als die erste (und zugleich wichtigste) der Verwandlungen erscheint. Aehnlicher Weise bezieht sich bei uns hier die erste der Sagen auf die Bildung oder Umbildung unsrer Küste und der Weichselmündung. Daß beide in uralter Zeit ganz anders ausgesehen haben, ist nicht blos eine Sage, sondern wird auch durch mancherlei Momente wahrscheinlich gemacht. Auch hier gilt das Wort des genannten Dichters im letzten Gesange seines Werkes (XV, 262):

— Oft änderten sich die Gestalten der Länder:
An der Stelle, wo einstens sich fand das festeste Erdreich,
Sah man später das Meer, und Länder aus Meeren geworden.
Ferne der salzigen Fluth sah Muscheln des Meeres man liegen,
Und es fand sich wohl hoch auf den Bergen ein Anker der Urzeit.
Was einst Ebene war, das machte der Lauf der Gewässer
Später zum Thal, und der Berg sank tief umwühlet zum Meer hin.

So hat man denn auch hier z. B. bei Kielau nördlich von Danzig, eine Meile vom jetzigen See-Ufer, Schiffstrümmer aus dem Torfmoore gegraben, ja starke Baumstöcke von Kiefern und Eichen gefunden, welche offenbar dort gewachsen waren. Bei Karwenbruch unweit Putzig sieht man bei stillem Wetter in einer Tiefe von 1½ bis 1½ Meter im klaren Wasser die Ueberreste eines wohlbestandenen Waldes, der in einer verhältnißmäßig jüngeren Zeit „versunken“ erscheint. Für die Eroberungen der See sprechen noch auffallender die hohen abgespülten Ufer bei Oxhöft, Redlau, Steinberg, sowie die große Zahl von Versteinerungen und See-Produkten, namentlich Sternkorallen, Madreporen (Schwammkorallen) und Muscheln aller Art, welche noch jetzt bis auf 30 Meilen Entfernung von der Küste oft genug

ausgegraben werden*) Es ist möglich, daß an der Stelle der jetzigen Weichselmündung und ringsumher in uralter Zeit verschiedene Inseln gewesen sind, so auch die jetzigen sogenannten „Kämpen" in der Putziger Gegend. Die Schriftsteller des Alterthums nennen eine ganze Anzahl Namen von Inseln, größeren und kleineren, unbestimmt nach der Lage, doch mehr oder weniger unserer Gegend benachbart: Basilia, Abalus (Abalesia), Raunomana oder Raunonia, Osericta, Osilia (vielleicht Oesel, vielleicht auch mit Basilia dieselbe). Eine gelehrte Untersuchung hierüber, sehr schwierig und kaum erfolgreich, würde nicht eigentlich hierher gehören; doch schien das Gesagte zur Vollständigkeit des Zusammenhanges erforderlich.

2. Die Phönizier.

Der gelehrte Danziger Rathsherr Johann Uphagen mag immerhin „sehr gründlich und überzeugend" nachgewiesen haben, daß es die Phönizier waren, welche zuerst Kunde von den Gegenden an der Weichselmündung gaben." Daraus folgt aber nicht, daß, wie viele spätere Historiker annehmen, die Phönizier selbst bis zu unsern Küsten gekommen sind und den kostbaren Bernstein direct von hier erhandelt haben, um ihn in die Länder des Südens zu bringen. Es war den Verbreitern dieser Meinung nicht bekannt, daß schon in alter Zeit ein vielbesuchter Handelsweg zu Lande existirte, auf welchem das sehr geschätzte und gesuchte Produkt den danach begierigen Südländern über Carnuntum ꝛc. zugeführt wurde. Für die Anwesenheit der Phönizier in unsern Gegenden spricht keine directe Angabe, dagegen aber sprechen mancherlei Punkte. Auch die sogenannte „phönizische Pflanzstadt Skurgon" beruht nur auf Sage und Vermuthung; kein römischer Schriftsteller giebt über ihre Lage irgend eine bestimmte Nachricht. Ob die Kunst, den Bernstein zu schleifen und sonst zu bearbeiten, den Phöniziern zuzuschreiben ist, hat der genannte Gelehrte vielleicht Manchem „sehr wahrscheinlich gemacht"; aber seine Bestrebung, ihnen auch die Einführung des Obstbaues in die Weichselgegenden zuzuschreiben, und die Namen der gewöhnlichen Obstarten aus phönizischen und den benachbarten Sprachen herzuleiten, ist nur geeignet, die Resultate seiner gelehrten Untersuchungen sehr in Frage zu stellen. Eine volle Gewißheit hierüber wird wohl nie zu erlangen sein.

(Löschin, Gesch. Danzigs, I, S. 2. 8. 30.)

*) Vgl. unter andern das Zusammengestellte in Brandtstäter's „Land und Leute" des Landkreises Danzig, 1879, S. 11 ff: Frühere Gestalt der Ostsee Küste.

3. Die Elektriden und Hermione.

Den unbestimmten Nachrichten der Phönizier treten die von griechischen Dichtern erfundenen Fabeln zur Seite. So läßt der Dichter Apollonius aus Rhodos (220 vor Christo) in seinem großen Heldengedichte über die berühmte Fahrt der Argonauten diese auch bis zum bernsteinreichen Eridanus gelangen, der „an den Grenzen der Erde und an den Pforten des schauerlichen Wohnsitzes der Nacht" (d. h. doch wohl im äußersten Norden) vorüberströmt. Vor seiner Mündung liegt die Inselgruppe der Elektriden (Bernstein-Inseln), deren wüste Sandhügel das Ende der Erde bezeichnen. Jene Elektriden könnten immerhin zusammengereimt werden mit den vorher angedeuteten Inseln, an deren Stelle nachher die ganz anderen Bildungen von Landzungen (Hela, Danziger Nehrung u. s. w.) getreten sind. — Schon früher hatte ein anderer Dichter Onomakritos (480 v. Chr.), welcher unter dem angenommenen oder ihm beigelegten Namen des Orpheus eben jene Argo-Fahrt poetisch behandelte, von einer stillen Meeresbucht erzählt, die nie vom Sturme bewegt werde. Dort ströme durch eine öde kalte Gegend mit schwarzen Sümpfen der Chrysorrhoas (Goldstrom), und an ihm eine Stadt Hermione mit festen Mauern und breiten Straßen. Auch diese Angaben hat der patriotische Historiker trotz aller wesentlichen im Wege stehenden Bedenken auf Danzig beziehen wollen. Der Chrysorrhoas sei die Radaune, das Gold der Bernstein; die Mottlau aber, jetzt der größere Fluß in und bei Danzig, sei damals in den Sümpfen noch nicht als Fluß hervorgetreten und habe erst später von ihnen ihren Namen (Modd-l-au) erhalten.

(Löschin, am angef. O., I, S. 4. f.)

4. Aus der Edda.

Auch die nordische Göttersage weist nach dem genannten Schriftsteller auf die Gegend der Weichselmündung hin. Es zog in sehr alter Zeit von der Südost-Küste des schwarzen Meeres ein sehr volkreicher Stamm der Gotyen unter Anführung der Asen in weit entfernte Länder und eroberte sie. Einer ihrer Führer, Minon (oder Munon, Menon) hörte von der großen Macht eines persischen Königs Darius, der andern Gothen-Stämmen siegreich begegnet war, und beschloß deßhalb lieber nach Norden zu ziehen, wo er (508 vor Chr.) die Küste des baltischen Meeres erreichte. Hier fand er als Bewohner die noch sehr rohen Veneder (Wenden) vor, „in dem Bernsteinlande, in welchem der Widswol und der Urdar flossen"

und der erstere Fluß, auch Wanaquisl genannt, wurde fortan Grenze zwischen Wenden und Gothen. Auch diese beide Flußnamen deutet Uphagen auf Weichsel und Radaune. Die beiden verschiedenen Nationen hätten sich allmählig zu einer vereinigt und ein neues Asgard (Heimat der Asen) an beiden Flüssen erbaut; dies sei die später bei Jordanes (500 nach Chr.) erwähnte „Göthnschanze".

(Löschin, am angef. O., I, S. 7.)

5. Phaethon und Eridanus.

Unter den griechischen Sagen ist eine der schönsten die auch von Ovidius im 2. Buche seiner „Verwandlungen" poetisch bearbeitete und ausgeschmückte von Phaethon und seinen Schwestern, den Heliaden, d. h. Töchtern des Sonnengottes Helios. Seine Mutter Klymene hat ihm gesagt daß jener Gott sein Vater sei. Um sich darüber völlige Gewißheit zu verschaffen, beschließt der stolze und thatenlustige Jüngling, sich an ihn selber zu wenden. Er steigt zu des Vaters strahlender Himmelsburg empor und befragt ihn selber. Doch nicht zufrieden mit der bereitwilligen Anerkennung in Worten, verlangt er vom Vater noch eine thatsächliche dadurch, daß dieser ihm für einen Tag die Lenkung des Sonnenwagens anvertraue, der täglich mit vier feurigen Rossen bespannt am Himmelsgewölbe über die Erde dahin zieht. Der Vater wird durch dieses Ansinnen in höchste Angst versetzt, kann aber endlich den immer dringenderen Bitten des Jünglings nicht widerstehen, und willigt seiner im allgemeinen gegebenen Zusage gemäß in das gefährliche Verlangen. Aurora (Eos), die Göttin der Morgenröthe, und die Horen sind in gewohnter Weise behülflich, das Gespann früh morgens für die Fahrt zurecht zu machen, und mit den ängstlichen Warnungen des Vaters beginnt die Fahrt. Sie geht anfangs glücklich von statten; aber erschreckt von den fürchterlichen Riesengestalten des Himmels, der Schlange, dem Löwen, dem Skorpion u. a. (die der Dichter als Wirklichkeiten, nicht bloß als astronomische Zusammenfassungen versteht und darstellt), wird Phaethon verwirrt und läßt sich die Zügel entgleiten. Hieran merken die Rosse noch mehr als an der ungewohnt geringen Last des Wagens die Abwesenheit ihres eigentlichen Leiters. Sie greifen wilder aus, und der tollkühne Versuch des Jünglings endet unglücklich mit seinem jähen Sturze aus ungeheurer Himmelshöhe bis zur Erde. Dort und hier werden durch die entstandene Unordnung die schlimmsten Zerstörungen veranlaßt; er selbst oder vielmehr sein halbverbrannter Leichnam stürzt ans Ufer des Eridanus-Flusses

Digitized by Google

herab, und wird dort von jenen Heliaden, seinen Schwestern, gefunden und begraben. Ihre Thränen fließen so reichlich und endlos um den schönen geliebten Bruder, daß die Götter endlich Mitleid fühlen und jene in „Pappeln" verwandeln, deren Thränen als Harz immerfort weiterfließen. Dies Harz ist schon im Alterthum mit dem Bernstein als identisch verstanden worden, und da unsere südliche Ostsee-Küste den letzteren am reichsten lieferte, so schien es jenem patriotischen Danziger Gelehrten*) nicht ungereimt, die Scene von Phaethon's Falle an unsere Küste zu verlegen. Unterstützt wurde diese Idee scheinbar durch die Aehnlichkeit der Fluß-Namen „Radaune" und „Eridanus". So sollte statt des sonst dafür gehaltenen Po-Flusses der lombarischen Ebene unser munterer Gebirgsfluß der Zeuge von Phaethon's Falle gewesen sein. (Freilich ist die Aehnlichkeit des Klanges in den Namen Radaune, früher Rodoun, keine so große und beweisende, abgesehen davon, daß namentlich der untere Lauf dieses Flusses als Abwässerung der kassubischen Seen früher ein unberechenbar anderer gewesen sein mag.) — Nach einer anderen altgriechischen Sage weinte Apollo Helios „bei den Hyperboreern", d. h. im äußersten Norden, über das Unglück seines Sohnes Thränen, welche sich in Bernstein verwandelten.

6. Hela.

Daß die Küste der Nordsee sich im Laufe der Jahrhunderte wesentlich verändert hat, beweist z. B. die Seegrenze Hollands und namentlich die Umwandlung des Binnen-See Flevo in die Zuyder-See. Von ähnlichen großen Umwandlungen an der pommerschen Ostsee-Küste reden die Sagen, die sich auf den Untergang der einstigen großen Handelsplätze Vineta und Julin beziehen.**) Letzteren schließt sich die bei uns einheimische Sage von Alt-Hela an. Daß die Halbinsel Hela einst Insel gewesen, und die ganze Formation der Küste an ihr und der Mündung der Weichsel einst eine ganz andere war, dürfte als sicher gelten, wenn auch eine bildliche kartographische Darstellung für jene Zeiten nicht ausführbar ist. Gewiß

*) Johann Uphagen in seiner Schrift Parerga historica, 1782. (vgl. Cluverius in seiner Germania antiqua, lib. III. cap. 34.) Die Combination trat in einer Zeit auf, wo ein Königsberger Consistorial-Rath alles Ernstes nachzuweisen suchte, daß das Paradies der Bibel in Samland gelegen habe.

**) Wolf, Niederländ. Sagen Nr. 22 und 306. Temme, Volkssagen aus Pommern und Rügen Nr. 14. Grässe, Sagen des Preuß. Staates S. 411 und 413.

Digitized by Google

ist, daß noch in den Darstellungen des vorigen Jahrhunderts ihr Breiten-Durchschnitt größer erscheint als der jetzige sehr unbedeutende. Dort in jener Gegend muß wohl das Skirnigsheal gelegen haben, welches König Alfred von England (900 nach Chr.) als Handelsort erwähnt, in seiner Beschreibung der Entdeckungsreise, welche die beiden kühnen Seeleute Other und Wulfston auf seinem Befehl in die Ostsee unternahmen, und auf der sie auch nach Wislemund (der früheren jetzt längst zugeschütteten Nord-Mündung der Weichsel) und weiterhin östlich nach Veonadland, Winland 2c. gelangten*). Gegenwärtig streckt sich die Halbinsel Hela wie ein 6 Meilen langes Fühlhorn (nicht Füllhorn) in südöstlicher Richtung gegen Weichselmünde hin, als eine Wasserscheide zwischen der Danziger (Zoppoter) Bucht und dem Putziger Wieck, jener zugleich eine Sicherung vor Versandung gewährend. Die Breite wechselt von 1000 bis 1200 Schritten und die durchschnittlich 4—5' hohe Düne, wird an mehreren Stellen von der aufgeregten Meereswoge öfters überspült, so daß sich die Halbinsel für den Augenblick in eine Insel verwandelt. Die künstliche Düne nach außen hin ist 35 Schritt breit und hat 20' Höhe. Auf dem nach Danzig zugekehrten sogenannten „Kleinen Strande" liegt das jetzige Städtchen Hela mit etwa 400 Bewohnern, die sich ärmlich aber redlich vom Fischfange (Lachs-, Flunder-, Heringsfange) ernähren. In der kleinen nicht übel gebauten Kirche soll früher oft um „gesegneten Strand", d. h. um das Stranden recht vieler fremder Fahrzeuge gebetet sein, deren Güter dann die Helaer gegen gute Bezahlung bargen oder auch sich aneigneten. Dieses Jahrhunderte lang in gutem Glauben geübte „Strandrecht" (im Alterthum durch die lex Rhodia sanctionirt) übten Jene theils selbst Jahrhunderte lang aus, theils nahm es als Landesherr der deutsche Orden oder doch einzelne Gebietiger desselben in Anspruch, bis es eine aufgeklärtere Zeit als unmenschlich und entsittlichend anerkannte, und Herzog Albrecht von Preußen zuerst nachdrücklich es zu beseitigen strebte.**)

Das Städtchen Neu-Hela wird schon 1482 erwähnt; westlich davon ist die Stätte von Alt-Hela, dessen Kirchlein angeblich schon 1141 gebaut sein sollte und noch 1705 vorhanden war, aber die Sage nicht beeinträchtigte. Diese erzählt, analog mit den Sagen von jenen pommerschen reichen

*) Ob die von Plinius erwähnten Skiren mit jenem Skirnigsheal zu verbinden sind, bleibt ungewiß. Vgl. Brandstäter, Landkr. D., S. 244 ff. vgl. über Hela daselbst S. 235.

**) Näheres bei Brandstäter, Landkr. D., S. 237, Anm

Seestädten Vineta und Julin, von untergegangenen Herrlichkeiten des Alten Hela's: Es war ein durch Handel reicher Ort, dessen Schätze mit denen vieler Großstädte anderer Länder wetteifern konnten. Da gab es Läden gefüllt mit kostbaren Stoffen und Kleidungen, mit arabischen Spezereien, indischen Perlen und dgl.; Gold war so viel vorhanden, daß man des Silbers gar nicht achtete. Aus diesem Ueberflusse entstanden Ueppigkeit und Hochmuth, Trägheit und Unzucht, welche Gottes Gericht über den Ort wie einst über Sodom und Gomorrha herbeizogen, — nicht durch Feuer und Schwefel, sondern durch die Wellen des Meeres. Einst am Pfingstfeste in der Nacht vom ersten zum zweiten Feiertage, stürzten jene mit so furchtbarer Gewalt über die Stadt her, daß alles „versank". So erzählt der Fischer und Schiffer daselbst, und fügt wohl noch hinzu: Wer zu Pfingsten dort in die klaren Fluthen hinabschaut, der kann im tiefen Grunde des Meeres noch jetzt die ehemalige Stadt mit allen ihren Herrlichkeiten erblicken. Da sind Marmor-Paläste zu sehen, Tempel mit goldenen Kuppeln und ein geschäftiges Treiben auf den Straßen. Würdige Männer schreiten in langen Mänteln daher, mit dem Degen bewaffnet und mit goldener Kette geschmückt, auch schöne Frauen und schlanke Jungfrauen, aber diese unzüchtig entblößt und mit frechen Blicken, bemüht, junge Männer der Stadt an sich zu locken, oder auch junge Fischer von da oben her, welche auch zuweilen, der Lockung folgend, sich in die Fluth stürzten und so ihr Leben verloren. Auch Glockenklänge kann man am ersten Pfingsttage von da unten vernehmen; doch wenn die Sonne gesunken ist, verbergen Wolken die Gegend und hindern das weitere Schauen in die Tiefe. Ja ein jäher Nord-Ost wühlt die Fluthen auf und zerschlägt manches Fahrzeug der Fischer dort, weshalb sie es vermeiden, in der bewußten Nacht dort zu fahren. Mit dem anbrechenden zweiten Pfingsttage ist der ganze Zauber verschwunden und von den Herrlichkeiten nichts mehr zu sehen.

7. Fata Morgana.

Eine eigenthümliche und zum Theil wunderschöne Erscheinung findet sich in diesen nördlichen Breiten öfters so wie in südlichen Ländern, wo sie einer Fee (Fata Morgana) zugeschrieben wird. Durch eine merkwürdige Luftspiegelung erscheint bei einer gewissen Beschaffenheit der Atmosphäre sowohl wie der Sonnenbeleuchtung über der Hela'schen Küste, vom Festlande aus gesehen, die Küste selbst oder auch weiter entfernte Gegenden, Schiffe u. s. w., bald in natürlicher, bald in umgekehrter Lage. Doch ist dies im ganzen

seltene Augenwunder bisher zu wenig von den Sachverständigen beobachtet worden, um dem Verstande völlig begreiflich zu erscheinen. Dafür hat sich desselben die poetisch gestaltende Poesie bemächtigt. Sie erzählt von einer schönen blondgelockten Jungfrau dort, die einen jungen Helaer Fischer zum Liebsten hatte. Nachdem ein furchtbarer Sturm entstanden, flüchteten sich alle dortigen Fischer ans Land; nur der eine konnte sich mit seinem Boote nicht zeitig genug in Sicherheit bringen. In das Wogengebrause entsetzt hineinstarrend, sieht sie endlich ihren Liebsten in der Ferne mit dem Untergange ringen und versinken, und sie fällt bewußtlos ihrer Mutter in die Arme. Dann sitzt sie thränenvoll viele Tage in Schwermuth auf dem Ufersande und winket irren Geistes ihrem Geliebten, daß er zurückkehren möge. Statt seiner erscheint ihr das wunderbare, zauberhafte Wolkenbild; sie erblickt paradiesische Auen, Gold- und Silberglanz, Zaubergrotten und farbenglühende Blumen. Sowie die schöne Blendung des Auges schwindet, wird das Ohr von Geister-Musik entzückt. Ein Bild erscheint in der Meeresfläche, es winkt ihr und zieht sie in die Wogen hinab, in deren Grabe nun beide auf immer vereinigt sind.

(Garbe, Danziger Sagen, S. 7.)

II. Sagen von Danzig's Ursprunge.

8. Danzigs Gründung und Name.

Es giebt in Deutschland viele weit ältere Städte als Danzig, und es ist ein wunderbares Vorurtheil, diese letztere Stadt für eine vorzugsweise alte zu erklären. Giebt es ja dort viele aus den Zeiten der römischen Eroberungskriege stammende Städte, namentlich an Rhein und Donau, lange zuvor gebaut, ehe Heinrich I., König von Deutschland und der Städte-Erbauer genannt, in den mittleren Theilen des Reiches zahlreiche Städte gründete (um 920 n. Chr.). Wer solche wirklich alte Städte gesehen hat, wird das um viele Jahrhunderte jüngere Danzig nicht als eine uralte Stadt betrachten, zumal die allerältesten Ueberbleibsel dem 14ten, und in ihrer gegenwärtigen Gestalt in öffentlichen Gebäuden, namentlich Kirchen höchstens dem 16ten, in Privathäusern meistens dem 17ten Jahrhunderte angehören.*)

Daß die Rechtstadt, der ansehnlichste Theil, eigentlich erst 1343 gegründet wurde, beweist die betreffende Urkunde. Ebenso gewiß ist, daß die

*) Vgl. Prof. Schultz (Dir. der Kunstschule): Ueber Gegenstände alterthüml. Kunst in Danzig, 1841 (lange vergriffen).

sich daran schließende Vorstadt erst 1390 entstand, sowie, daß die schon 1454 wieder zerstörte Jungstadt vom Orden zur Schädigung der allzu blühenden Rechtstadt, also nach dieser, erbaut wurde. Die „alte Stadt Danzig", nur im wesentlichen der jetzigen „Altstadt" entsprechend, mag schon vor 1000 n. Chr. vorhanden gewesen sein. Ein Gythonium wird als Hauptort der von Norden aus Skandinavien herübergekommenen oder vom Schwarzen Meer her auf Wanderung begriffenen Gythonen, Gothonen oder Gothen schon frühe genannt; in einer der Lebensbeschreibungen des heil. Adalbert wird ein ansehnlicher Ort Gydannyz oder Gidanie erwähnt, wo er bei seiner Herkunft (997 n. Chr.) schon viele getaufte Christen vorfand. Letzteres ist nicht sehr auffallend, weil auch die an der unteren Weichsel damals herrschenden slavischen Dynasten von Pomerellen (Ost-Pommern), wie namentlich Boleslaw Chrobry, eifrig dem Christenthum anhingen. Mit jenen beiden Namen sachlich verwandt scheint der dem Klange nach abweichende Name Giothe-Schanz (Gothiscanzia, also ziemlich gleich Gothenburg). Dem Jahrhunderte lang am meisten gebrauchten polnischen Namen Gdansk, latein. Gedanum, kommt von den bisher genannten Gedanie am nächsten, der andere lateinische Dantiscum ist erst in neueren Zeiten und nur theilweise in Gebrauch gekommen. Eine andere Ableitung des heutigen Namens von Dans-Wiek (Dänen-Ort) gründet sich auf die von dänischen Geschichtschreibern verbreitete Nachricht, daß die dänisch-jütischen Herrscher ihre Eroberungen in den Küstenländern der Ostsee bis an die Weichsel ausgedehnt und lange Zeit behauptet hätten. In der Stiftungsurkunde des Bisthums Leßlau (Wloclawek) oder von Cujavien um das Jahr 1000 n. Ch. wird schon Danzig's Handel und Schifffahrt als bedeutend erwähnt, und der pomerellische Fürst Mestwin I. wies dem von ihm im Radaune-Thale gestifteten Kloster in Zuckau 1209 eine beträchtliche Steuer von den Krambuden (tabernae) in Danzig an.*) Daß in jenen Buden, wenn sie groß waren, auch getanzt worden sei, wird wohl nicht in Zweifel gezogen werden; doch erscheint als ziemlich albern die Ableitung des Namens Danzig von „Hier tanz' ich" oder von „Tanz-Wiek" als einem Orte des Tanzens. Einige wollen damit die gleich zu erwähnende Sage in Verbindung bringen, nach welcher die Befreiung von dem räuberischen Nachbar durch ein großes Tanzfest gefeiert und der Name seitdem bei dem Orte verblieben sei.

(Löschin, Gesch. Danzigs, I, S. 9. Karl, Danz. Sagen, I, 3. Grässe, II, S. 572. Garbe, Danz. Sagen, S. 21.)

*) Vgl. vieles Spezielle in Brandstäter's Landkreis Danzig, S. 253. 259. 263.

6. Der Hagelsberg.

Der „Hagensberg“ könnte, wie Einige meinen, einen mit Sträuchern und Gestrüpp ganz oder ringsum bewachsenen Berg bedeuten. Dann träte wohl der Hag oder die feste Hecke an Stelle jener „wabenden Lohe“, welche in den fabelreichen Epen des Mittelalters die Ritterburgen schützte, und welche in neuester Zeit durch R. Wagner wieder in Erinnerung gebracht ist. Aber der derbere Sinn unsrer Sagen-Erzähler mag alles lieber an bestimmte Personen schließen, wir es auch die alten Griechen thaten, und so ist der Personen-Name Hagel entstanden, der zugleich an den polnischen Jagjel (Jagello) anklingt. Statt der festen Stadt Danzig soll es damals (um 990 n. Chr.) dort unweit des Hagelsberges einen offenen Ort Nygard gegeben haben, d. h. Neustadt, neue Stadt. Die vom Wasser weit entfernte Lage des jetzigen Stadttheiles Neugarten macht es wenig wahrscheinlich, daß beide in Betreff des Ortes zusammenfallen; vielmehr wird wohl jenes Nygard nördlich vom Hagelsberge nach der Weichsel zu gelegen haben, um von da aus Fischerei und Schifffahrt betreiben zu können. Jedenfalls in dessen Nähe hauste auf der Burg, die auf dem Hagelsberge lag (wohl der ältesten in unserer Gegend) ein preußischer Raubritter oder -Fürst Hagel, der die Bewohner des Nachbarlandes weit umher sich unterwarf, zinsbar machte und gar sehr bedrückte. Er soll so schlimm gewesen sein, daß er die Umwohner öfters bei ihren Freudenfesten besuchte und zu allerlei Ausschreitungen veranlaßte, um sie alsdann desto mehr bestrafen und quälen zu können. Doch fügt die Sage hinzu, daß oben vor seiner Burg oder seinem Schlosse das Volk oft zu des Tyrannen Ergötzen sich mit Gesang, Tanz und Spiel verlustirte. So ging es lange Zeit, bis das Joch den Bewohnern unerträglich ward. Bei einer solchen festlichen Gelegenheit, während das Volk sang und tanzte, und die Diener des Tyrannen gerade Speisen und Getränke herum reichten, benutzten die gegen ihn Verschworenen die Oeffnung der Thüren um bewaffnet bis zu dem Verhaßten hineinzudringen und übermannten die Wache. Die Volksmenge drang gleichfalls hinein, und ermordete den schlimmen Hagel sammt seinem ganzen Geschlechte, ausgenommen eine Tochter Perchta, welche als Braut eines der Verschworenen verschont wurde. Das Schloß wurde angezündet und ringsum Alles der Erde gleich gemacht.

(Casp. Schütz, hist. fol. 7 und 10. Hennenberger, Beschr. Danzig, S. 64. v. Tettau und Temme, S. 203. Karl, I, 5. Gralath, Gesch. Danzigs, I, S. 25. Grässe, II, 573. Poetisch behandelt von Ziehnert, 1, S. 77. Garbe, S. 10. — Ueber eine unächte Münze von Hagel, vgl Löschin, Gesch. D., I, S. 32.)

10. Der Stein in der Stadtmauer.

Indem wir zunächst eine Reihe von Sagen behandeln wollen, die sich auf öffentliche Gebäude, und zwar größeren Theils auf Kirchen beziehen, können mit solcher Reihenfolge wir die chronologische Reihenfolge nicht immer ganz genau vereinigen, und müssen uns zuweilen Sprünge über ganze Zeiträume gestatten. Die zunächst folgende Sage freilich, aus der Mittheilung eines Landmannes stammend, und ohne bestimmte Zeitangabe, bedarf der Entschuldigung weniger.

Die 1343 begonnene starke Ummauerung der Rechtstadt, wovon noch einige Ueberreste, besonders am Stadthofe, daselbst auch der hergestellte Thurm der Feuerwehr und der Grundstein zu sehen sind, mag wohl schon fertig gewesen sein, als eines Abends draußen am Schießgarten mehre Danziger Bürger bei einer Kanne Bier saßen. Da fuhr ein ländlicher Müller vorbei, der in der Stadt einen Mühlstein gekauft hatte und ihn zu sich nach Hause fahren wollte. Sowohl der Wirth als einige Gäste, die ihn kannten, riefen ihn an, und er ließ sich nicht lange bitten, sich zur langen Fahrt noch erst durch einen Trunk zu stärken. Mittlerweile war es aber, da man mehr und mehr trank, ganz finster geworden, und der Müller befürchtete, mit seiner Last auf den schlechten Wegen Schaden zu leiden. Er bestellte sich bei dem Wirthe Nachtquartier, spannte seine Pferde aus und brachte sie in den Stall. Auf die scherzhafte Frage, wo der Mühlstein bleiben sollte, erwiderte der Müller: „Das hat keine Noth". Wer Lust hat und stark genug ist, ihn vom Wagen zu heben, der mag ihn meinetwegen nehmen und behalten." — Aber was er keinem Einzelnen zugetraut, das vermochte doch die gemeinsame Kraft Vieler. Als die andern Gäste nach der Stadt und nach Hause gehn wollten, beschlossen sie in froher Laune auf den Antrieb des einen, den Stein herunterzusenken und ihn in die Stadt zu rollen. Wie erstaunte der Müller, als er am folgenden frühen Morgen seine Fahrt fortsetzen wollte und seinen Wagen leer fand! An sein Wort gebunden ließ er den munteren Bürgern den Mühlstein, und diese schenkten ihn der Stadt für die Ringmauer, an der er auch bei einem Reparatur-Bau, zugleich als Symbol der Wirkung vereinter Kräfte, eingemauert wurde.

(Karl, II, S. 99. Gräße, II, S. 584.)

III. Aus der Zeit der Ordensherrschaft.

11. Der falsche Olaf.

König Olaf von Dänemark, Gemahl der Magareta, kam bei einem Sturme auf der See um; aber unter den Geretteten waren einige Leute, welche Ursache zu der Behauptung hatten, der König sei nicht umgekommen. Einige Danziger, welche in Handelsgeschäften gen Thorn zogen, fanden in Graudenz einen betrunkenen Mann, der nach der Erklärung derer, die den König Olaf gekannt hatten, diesem in höchst auffallender Weise ähnlich sah. Sie fragten ihn, ob er in Kopenhagen bekannt wäre, und er erklärte, daß er dort vor Kurzem recht froh gelebt habe. Da faßten die Danziger einen sonderbaren Entschluß und sagten: „Herr, Ihr seid der König Olaf. So Ihr uns gebührend dafür lohnen wollt, so wollen wir Euch zu Eurem Reiche wiederverhelfen.“ Jener sagte nicht Nein, und meinte nur, der Königin Herz werde ihm nicht zugeneigt sein. Da kleideten ihn die Danziger königlich, instruirten ihn über sein Verhalten und führten ihn zum Hochmeister, vor welchem er mit Hilfe eines Spiritus familiaris alle verlangte Auskunft genügend gab. Die Amme des wirklichen Königs Olaf, die er gewonnen hatte, gab ihm vollends Vieles an die Hand, um seine Rolle weiter zu spielen. Bald sah ihn Jedermann für den fälschlich todtgeglaubten König an und erwies ihm die gebührenden Ehren. Nun sandten die Danziger Botschaft nach Kopenhagen um Pfinsten 1402 und führten ihn dann mit großem Gepränge hin. Selbst die Königin Margarete hielt ihn drei Stunden lang für ihren Gemahl; doch sie schöpfte Argwohn und befahl des Abends beim Zubettegehen Einigen ihres Gefolges aufzubleiben und ihres Befehles gewärtig zu sein. Der wahre Olaf hatte am Nabel eine Fettgeschwulst gehabt, so groß wie ein Hühnerei. Als nun der Pseudo-König sich gütlich gethan hatte und mit der Königin zu Bette gehen sollte, erkannte sie tastend sogleich, daß es nicht ihr Gemahl war, und wies ihn von sich. Darauf theilte sie es ihren vertrauten Staatsleuten mit; man nahm die Danziger in strenge Untersuchung, und sie bekannten, wie sie zu dem Menschen gekommen waren. Der falsche König selbst wurde auch ins Verhör genommen, zum Bekenntniß gezwungen und am nächsten Morgen verbrannt. Die Danziger aber hatten großen Spott und obenein großen Schaden durch den Zorn der mächtigen Königin zu leiden.

(Hennenberger, Chron., S. 67. Grässe, II. S. 577. Löschin, Gesch. D., I, S. 49 wodurch das Ungenaue berichtigt wird.)

12. Krahn und Schwan.

Wer kennt nicht das riesige Krahnthor an der Mottlau, dessen Rad im Innern zur Aushebung und Einsetzung ungewöhnlicher Lasten, namentlich der Mastbäume in die großen Fahrzeuge dient? Es wurde von den Bürgern der Recht-Stadt zum Besten ihres aufblühenden Handels 1410 erbaut, wider den Willen des ihnen feindlich gesinnten und scheelsüchtigen Comthurs im Danziger Ordensschlosse, Heinrichs von Plauen, und wurde nach einem Brande 1444 wieder so hergestellt, wie es war und wie es noch heute in imposanter Weise die Mottlau überragt. Als der Ordens-Gebietiger den Bau nicht länger verhindern konnte, faßte er namentlich gegen den rüstigen Bürgermeister Conrad Letzkau einen tiefen Groll, weil dieser bei jener Gelegenheit wie bei jeder anderen die Sache der Rechtstadt eifrig verfochten hatte — einen Groll, der bald in einer ruchlosen That zu Tage kam. Damals zunächst 1411, um den rechtstädtischen ihm nicht ergebenen Bürgern und Handelsherren durch Concurrenz zu schaden, und den ihm mehr zugethanen Altstädtern einen Vortheil zu gewähren, lies er am „brausenden Wasser", in dem Winkel des Fischmarktes, zugleich ganz nahe dem Schlosse, einen andern Thurm, angeblich zu gleichem Zwecke, aber weit ungünstiger gelegen bauen, und tröstete sich und die Seinigen mit dem Wortwitze: „Wohl denn! haben sie den Krahn (Kranich), so haben wir den Schwan!" Freilich hat dieser Schwan, der auch noch unversehrt dasteht, jener hauptsächlichen Bestimmung ebenso wenig entsprechen können, wie die Altstadt der günstiger gelegenen Rechten-Stadt Danzig jemals an Bedeutsamkeit in merkantiler oder sonstiger Beziehung völlig hat gleichkommen können.

(Löschin, Gesch. Danzigs, I, S. 54. — Garbe, S. 40.)

13. Conrad Letzkau's Tod.

Das kräftig aufblühende Gemein-Wesen der Rechtstadt Danzig seit ihrer Gründung und Privilegierung 1343 wurde von dem Orden als Landes-Oberherr mit bedenklichen Augen betrachtet, und seine Anordnungen, sonst im allgemeinen den Landes-Insassen wohlwollend und fördersam, zeigten doch auch jenes Mißtrauen und Bedenken mehr als einmal. Conrad Letzkau, der es bis zum Bürgermeister dieser Stadt gebracht und sich den Dank und die Anhänglichkeit der Bürger durch so Manches verdient hatte, war andrerseits dem Orden von seiner Jugend her verpflichtet und hatte sich demselben auch bei mehr als einer Gelegenheit in ungewöhnlicher Weise

dankbar erzeigt. Das Mißverhältniß zwischen dem Orden und dem städtischen Gemeinwesen hätte vielleicht durch seine Vermittelung noch lange verdeckt und unschädlich bleiben können, wäre nicht Comthur in der Ordensburg Danzig*) eben jener starre, böse Heinrich von Plauen gewesen, der obenein als Bruder des Hochmeisters sich noch mehr zum Widerstande gegen den immer fühlbarer werdenden Freiheitssinn der Bürgerschaft aufgefordert fühlte. In diesem gleichsam tragischen Conflicte lag die Veranlassung zu Letzkaus Untergange, als er mit Plauen um mancher Ursache willen in Hader gerieth, besonders aber darum, weil er ohne Rücksicht auf die Landesherrschaft dem Vogte von Dirschau wegen boshafter Schädigungen der Danziger Bürgerschaft im Namen der Stadt Fehde angesagt hatte. Letzkau's ganze Handlungsweise und sein Charakter ist wie das manches andren bedeutenden Kriegs- und Staatsmannes von der Parteien Gunst und Haß in sehr verschiedenem Lichte dargestellt worden. Ohne hier auf eine Kritik der verschiedenen ordensfreundlichen und stadtfreundlichen Berichte einzugehn,**) geben wir Vorgänge nach der gangbaren Erzählung des gelehrten Stadtschreibers Schütz,***) der hier zugleich die Volks-Sage vertritt!

Conrad Letzkau, von armen Eltern geboren, verdankte dem Orden seine Erziehung und später seine Beförderung auf der Staffel städtischer Ehren, so wie eine reiche Heirath. In der großen Noth des Ordens, nach der fast vernichtenden Niederlage bei Tannenberg, ging er als Bettler verkleidet mit seinem Schwiegersohne Barthel Groß mitten durch die größten Gefahren, um für jenen von Deutschland her Hülfe zu holen. Es gelang dem Comthur Heinrich von Plauen, der bald Hochmeister wurde, das schwer bedrängte Hauptschloß des Ordens, die Marienburg, zu retten, so daß der gefährliche siegreiche Gegner Jagello unverrichteter Sache abzog und 1411 zu Thorn einen dem Orden unerwartet günstigen Frieden schloß. Undank lohnte die Aufopferung der Danziger und ihres Anführers von Seiten des tyrannischen Hochmeisters und seines ihm ähnlich gesinnten Bruders, des Danziger Comthurs. Den ungerechten und bedrückenden Anordnungen des Letzteren, namentlich der enormen Verschlechterung der Münze durch den

*) Die sehr geringen Ueberreste derselben stehen noch eingebaut als sehr stark geböschte Mauern in einem Privathause amsog. „Kalkorte" unweit des Zusammenflusses der Mottlau und der Radaune.

**) Eine solche Kritik der Berichte ist zuletzt versucht worden in meiner Beschreibung des Landkreises Danzig. S. 273—75, wobei die Auffassung von Prutz im wesentlichen als giltig bezeichnet ist.

***) Siehe Löschin's Beitr. z. Gesch. D., III, S. 79.

Digitized by Google

Münz-Pächter Bürgermeister Pfennig, widersetzte sich Letzkau nachdrücklich, und setzte auch den Wiederaufbau des abgebrannten Krahns durch. Pfennig als ergebene Creatur des Comthurs wurde von Rath und Volk aus den Fenstern des Rathhauses fast zu Tode gestürzt und für ehrlos erklärt. Auch der (noch stehende) achteckige Thurm am Dominikaner-Kloster, spöttisch wegen der Nähe nach dem Ordensschlosse hin der „Kick-in-die Käk" genannt, wurde von den Bürgern ohne Erlaubniß des Comthurs erbaut. Deßgleichen verweigerte L. eine Abgabe von Bernstein und eine anderweitige Kriegssteuer. Der Hochmeister wollte anfangs mit Gewalt die Unterwerfung erzwingen, ließ alle Danziger außerhalb ihres Gebietes als Geiseln verhaften, drohte mit Aufhebung des rechtstädtischen Stapelrechtes, fand aber bald einen friedlichen Ausgleich angemessener. Nach Danzig gekommen, vereitelte er vor dem Haupt-Altare der Ober-Pfarrkirche zu St. Marien eine Versöhnung, bei welcher er Letzkau mit gebührender Ehrerbietung behandelte, aber dadurch seinen Bruder, den Comthur, gegen denselben noch mehr erbitterte. Als trotz der Versöhnung der Ordens-Vogt von Dirschau dennoch reisende Danziger verhaftete, sandte ihm L. (allerdings ohne Wissen und Willen des Rathes, wie dieser bald danach erklärte, einen „Absage-Brief" von Seiten der Stadt zu, was der Comthur als Hochverrath bestraft sehn wollte. Was Gewalt nicht vermochte, sollte Hinterlist und Meuchelmord bewirken. Letzkau mit seinem Schwiegersohne, dem Rathsherrn Groß, sowie die 2 anderen Bürgermeister Tiedemann Huxer und Arnold Hecht wurden vom Comthur zu einem Mittagsmahle für den Palmsonntag 1411 auf die Ordensburg geladen und erschienen daselbst. Am Eingange hörten sie die Worte von einem Diener des Comthurs, angeblich seinem „Hofnarren" äußern: „Wenn die Herren wüßten, zu welcher Mahlzeit sie geladen sind, so gingen sie gewiß nicht hinein." Der alte Huxer ließ sich dies nicht umsonst gesagt sein und ging zurück unter dem Vorwande, seinen vergessenen Geldschlüssel holen zu wollen. Die Andern, von L. ermuthigt, gingen über die Brücke, und der Hofnarr sagte nach deren Aufziehen: „Drei Vögel sind gefangen, der schlaue Alte ist dem Garn entgangen." Im Festsaale erfolgten sofort von Seiten des Comthurs heftige Anklagen und Beschimpfungen, aus denen die Betheiligten ihr Schicksal entnehmen konnten, so daß L. gerufen haben soll: „Wenn ich hier ein Schwert bekäme, ich möchte wohl 1000 Gulden dafür geben." Der Scharfrichter aus Elbing ward hineingerufen, um die Gebundenen und wegen Hochverraths zum Tode Verurtheilten hinzurichten, weigerte sich wegen des Mangels gesetzlicher Prozedur. Die unglücklichen

Schlachtopfer wurden nun vorläufig in ein Gefängniß geschleppt, und nachdem die Ordensbrüder in einem vielstündigen Bacchanal ihr Gewissen und ihre Vernunft ertränkt hatten, gingen sie hin und ermordeten sie mit zahlreichen Stichen; die Leichname wurden unter Düngerhaufen versteckt. Sechs Tage lang fürchteten die Bürger nur, ihre Oberhäupter seien eingekerkert; die von ihnen gesandten Erfrischungen nahmen des Comthurs Diener an, ohne etwas zu verrathen. Erst als eine Gesandtschaft beim Hochmeister den Befehl zur Loslassung der Gefangenen ausgewirkt und nach dem Danziger Schlosse überbracht hatte, erhielt man die schreckliche Gewißheit, und die 3 Leichname wurden vor die Mauern desselben hingelegt. Man begrub sie in der Marienkirche nahe dem Hochaltare unter einem großen Leichensteine, dessen Inschrift nur besagt, „sie seien am Tage nach Palmsonntag im Jahre des Herrn 1411 gestorben."

(Löschin, am angef. O. u. Gesch. Danzigs I, S. 58. Garbe, S. 42.)

14. Conrad Letzkau's Tochter.

Stummes Schrecken hatte nach der furchtbaren, ebenso abscheulichen wie energischen That des Comthures die Bürgerschaft erfüllt; der Rath mißbilligte Letzkaus eigenmächtige Handlungsweise, und man wagte kaum die Hinterbliebenen zu bemitleiden, als der Comthur die Güter einzog und Jene dadurch in bittere Noth stürzte. Nur Letzkau's Tochter Anna, zugleich Wittwe des Rathsherrn Groß, wagte es, dem Abscheulichen seine That vorzuwerfen, als sie ihm, wohl gar als Bettlerin, einst auf der Straße begegnete: „Leider kann ich als ein Weib und hülflos nur Dich und Deine That verfluchen." — „Weil Du nur ein Weib und hülflos bist," entgegnete er, „darum will ich Dir nicht ans Leben für Deine Frechheit." Als sie weiter ihn verwünschte, stieß er sie vollends ins „Elend" (Verbannung): Er gebot seinen Knechten, sie aus dem Danziger Gebiete wegzubringen, und diese führten sie weit weg bis in einen Wald auf dem Wege nach Oliva. Dort sank sie ermattet zu Boden und wurde hülflos von der einbrechenden Nacht überfallen. Sie entschlief vor Müdigkeit und fand dort vorzeitig ihren Tod. Dichterische Phantasie fügt hinzu, daß sich vor ihren Blicken der blauende Morgenhimmel aufgethan habe, und die lieben Gestalten ihres Vaters und ihres Gatten an eines Engels Hand geführt ihr erschienen seien. Singende Engelschaaren, den Ostermorgen verherrlichend, hätten sie unter sich aufgenommen und zum Himmel emporgetragen.

(Löschin, Gesch. Danzigs I, 59. Garbe, S. 46.)

Digitized by Google

15. Conrad Letzkau's Leichenstein.

Dieser Leichenstein unweit des Hochaltars in der Pfarrkirche zu St. Marien hat auch noch eine besondere Geschichte: Er ist nämlich geborsten, doch so, daß die Inschrift nur sehr wenig beschädigt ist. Ob es durch einen Blitzstrahl oder durch starkes Einsinken des darunter befindlichen Erdreiches und Gemäuers erfolgt ist, läßt sich nicht bestimmen. Das Ungewöhnliche der Erscheinung veranlaßte auch dazu gehörige Erzählungen, und die Freunde des Ordens versicherten begreiflicherweise, der Himmel habe einen Blitzstrahl gesendet, um die dort Begrabenen als strafwürdige Verräther am Orden noch nach ihrem Tode zu kennzeichnen. Wann aber der Bruch des Steines erfolgt sei, wird nirgends gemeldet.

(Löschin, Gesch. Danzigs I, S. 58. Anm.)

Als auf die genannte Pfarrkirche bezüglich sind noch eine ganze Zahl von Sagen zu verzeichnen.

IV. Sagen von der Ober-Pfarrkirche zu St. Marien.

16. Der Bau der Marienkirche.

Eine gar sonderbare Sage ist es, daß man der neu zu erbauenden Kirche anfänglich den Plan der berühmten Sophien-Kirche zu Constantinopel habe zu Grunde legen wollen, deren Form als Kuppel-Dom mit der jetzigen Gestalt der Marienkirche so gut wie keine Aehnlichkeit hat. Ja der Baumeister soll sogar zu seiner genaueren Information deßhalb nach C. geschickt worden sein.

(Löschin, Danzig und s. Umgeb. III, S. 65. Anm.)

17. Der Bau der Marienkirche.

Ferner erzählt eine wenig bekannte Sage von der beabsichtigten Tödtung des Ritters Ulrich von Straßburg, den der Hochmeister Ludolf König von Waitzau um 1343 mit dem Bau der (früheren kleineren) Marienkirche betraute, und über seine Rettung: Je weiter der rüstig begonnene Bau fortschritt, desto mehr regte sich Neid und Bosheit in dem Herzen des wälschen Baumeisters Ezzelino, der sich durch Jenen von der obersten Leitung des Baues verdrängt sah. Als einst nach eingetretenem Feierabend Ulrich hoch oben auf dem Gerüste stand und auf das erfreulich wachsende Bauwerk hinschaute, übermannte den Wälschen die böse Leidenschaft so, daß er seinen schon längst gefaßten Vorsatz sofort auszuführen beschloß. Unver-

sehens klomm er die steilen Leitern bis oben empor, und stieß ebenso unversehens den Gegner vom Gerüste in die Tiefe hinab. Im Fallen aber ergriff dieser zu seiner Rettung Ezzelino's Kleid und riß ihn so mit sich hinab. Ein glücklicher Zufall oder vielmehr eine göttliche Fügung war es, daß Ulrichs Kleider im Fallen an einem hervorstehenden Holze des Gerüstes hängen blieben und ihn vor dem Sturze in die Tiefe bewahrten, der Andere aber bis zur Erde stürzte und zerschmettert seine böse Seele aushauchte.

(Garbe, S. 27.)

18. Die Vollendung des Thurmes.

Fast noch wunderlicher als No. 16 ist die Meinung der Unkundigen über die beabsichtigte und die wirkliche Gestaltung des kolossalen Thurmes. Dieser entspricht in seiner plumpen, grandiosen und höchst einfachen Bauart mit den großen Luken, weißen kreisrunden Vertiefungen in den ungeheuren Ziegelflächen und der gänzlichen Stumpfheit vollkommen dem Stil jener andern Bauten aus der Zeit der Ordensherrschaft, und man muß von diesen nichts kennen, um der sonderbaren Idee Raum zu geben, es fehle die beabsichtigte Spitze. Eine Behinderung im Baue soll durch Erschöpfung der Geldmittel oder durch Verbot von oben her eingetreten sein, und so soll denn der Orden schuld daran sein. Aber unter den zahlreichen Vorwürfen, die der Ordensherrschaft von den unzufriedenen Landesinsassen und namentlich von den Städten nachmals gemacht wurden, als diese seiner Herrschaft überdrüssig waren, finden wir nichts Derartiges. Nicht nachzuweisen ist, wer zuerst auf die lächerliche Idee gekommen ist, das bunt durchbrochene und zierliche Tabernakel oder Sacramenthäuschen nahe dem Hochaltare, worin man früher die Monstranz und die Hostie aufbewahrte, für ein Modell der angeblich projectirten Thurmspitze anzusehen! Nach Professor Schultz ist dieser Thurm nie auf eine Spitze berechnet gewesen und hat nach seiner Ueberzeugung oben Zinnen erhalten sollen, nach Art des Marienburger Schlosses, die das dahinterliegende Dach, in nicht zu weiter Entfernung gesehen, größtentheils verdeckt hätten und analog mit den kleinern Zinnen gewesen wären, die noch jetzt längs dem Dache der Kirche herumlaufen.

(Schultz, über Gegenst. d. bild. Kunst in D. S. 10.)

19. Das Kind in der Thurmluke.

Die Sage gehört einer späteren Zeit (angeblich 1639) an und mag ja wohl im wesentlichen einen historischen Untergrund haben:

Es war zur Zeit einer schrecklichen Pest, des sogen. „schwarzen Todes", da schickte der Signator (Kirchenschreiber) Andreas Ulrich eines Tages

seinen kleinen Sohn zum Pfarrthurm hinauf, um den die Glocken ziehenden Leuten eine Weisung zu geben. Oben fand das Kind einen fremden wohlgekleideten Mann mit scharlachrothem und modisch geschlitzten Wams. „Was willst du hier?“ spricht der Fremde zum Knaben, nimmt ihn mit beiden Händen, setzt ihn außerhalb einer Thurmluke in die Mauernische über dem furchtbaren Abgrunde und schließt die hölzernen Laden der Oeffnung fest. Der Kleine schreit in Seelenangst aus Leibeskräften, aber die glockenziehenden Leute im Thurme hören's vor dem Schallen der Glocken nicht. Endlich, als dieses aufhört, vernimmt auf der Gasse ein vorübergehender Knabe den Hülferuf hoch oben, läuft in die Wohnung des Signators und meldet das Gesehene und Gehörte. Eilig stieg nun dieser die Stufen hinan und rettete sein Söhnlein aus der furchtbar gefährlichen Lage. Und die Leute alle, die von der Geschichte hörten, konnten sich unter dem fremden Manne keinen andern denken als den „Bösen“, jedenfalls war es ein Böser, ein sehr Böser.

(Garbe, S. 102.)

20. Der Glöckner zu St. Marien.

Einer früheren Zeit, der der Reformation (1531) gehört eine andere Sage an, von einem Glöckner der Kirche, der über die Veränderung der Glaubenslehre und Kirchenverfassung durch Luther gar sehr ergrimmt war. Wenn dessen Gesänge, aus dem lateinischen Texte der alten Hymnen zum Gebrauche der ganzen Gemeinde ins Deutsche übersetzt, in den erhabenen Räumen der Kirche unten erschallten und hoch hinaufdrangen, fluchte er über die Neuerung, und wenn es ihm gar zu unerträglich wurde, zog er an dem Strang einer Glocke, um mit dem Schalle derselben für sich den Gesang zu übertönen. Einst, an einem Feiertage, floh er in seinem Aerger sogar bis auf die höchste Höhe des kolossalen Pfarrthurmes. Da wurde er bei Blitz und Donner von einem Wirbelwinde erfaßt und stürzte bis auf die Straße hinab, daß er zerschmettert seinen Tod fand. Stumm und ohne Theilnahme ward der allgemein unbeliebte Mann mit den zerschmetterten blutigen Gliedmaßen von der vorübergehenden Menge angestarrt, und nur ein frommer Priester betete für des Unglücklichen Seelenheil.

(Garbe, S. 80.)

21. Das Marienbild in der Pfarrkirche.

Ueber ein nicht unkünstlerisch angefertigtes thönernes und bemaltes Marienbild, welches lange in dem Raume vor dem Haupt-Altare, zuletzt in einer hölzernen Umhüllung stand, geht folgende Sage:

Der Verfertiger der Bildsäule, ein bildender Künstler, war — mit Unrecht oder mit Recht — eines Mordes wegen auf den Tod angeklagt und verurtheilt; seine Hinrichtung sollte in kurzem erfolgen. Da erbat er sich von den Leitern des städtischen Gemeinwesens die Gnade, diese noch so lange aufzuschieben, bis er die Madonnen-Bildsäule, welche er zu Ehren der heil. Mutter Gottes in deren Kirche zu stiften vorhatte, beendigt haben würde. Seiner Bitte wurde in dem frommen Sinne der Zeit nachgegeben und er arbeitete weiter. Vielleicht, daß während dieser Zeit sich Anzeichen fanden, die seine Schuld verringerten oder gar seine Unschuld erwiesen. Genug, als das Kunstwerk fertig vor den Augen des hohen Rathes, der Richter (Schöffen) und des Volkes dargestellt war, da waren Alle einstimmig der Meinung, er müsse, selbst wenn er schuldig wäre, um der hohen Kunst willen und des edlen frommen Sinnes, der sich in dem Werke kund gäbe, von der Strafe befreit und begnadigt werden, — und also geschah es auch.

(Schultz, Ub. alterthüml. Gegenst. d. Kunst in D., S. 37. Karl I, S. 21. Grässe II, S. 580. Poetisch behandelt von Roose in der Sammlung von Becker ꝛc. S. 7. (u. 126) u. Garbe, S. 55. Eine ähnliche Sage betrifft das Marienbild in dem Wallfahrts-Orte „Heilige Linde" bei Rößel in Ostpreußen. — Roose spricht unrichtig von einer Arbeit des Meißels, da das Werk nicht von Stein, sondern von Thon ist. Garbe kann eher Recht haben, wenn er den Verfertiger einen Töpfer nennt; er läßt die Jungfrau Maria mit dem Kinde leibhaftig Jenem zum Troste und zur Begeisterung erscheinen, zugleich, um den Unschuldigen vor schmachvollem Tode zu bewahren.)

22. Brot und Stein.

Es war einst große Hungersnoth in Danzig; da hatte sich ein Franziskaner (Bettelmönch) für Geld oder durch Mildthätigkeit Anderer ein Brot zu verschaffen gewußt und trug es unter seiner Kutte verborgen nach seiner Zelle im Kloster, um es dort in Ruhe zu verzehren. Ihm begegnete ein armes hohläugiges, ausgehungertes Weib mit einem Säugling auf dem Arme, für den zugleich mit ihr selbst bei dem Mangel an Speise die Nahrungsquelle versiegte. „Ehrwürdiger Vater", sagte sie zu dem wohlgenährten Mönche, „schenket mir für mich und das Kind einige Brosamen, wenn Ihr könnt." — „Was verlangst Du?" entgegnete Jener; „in dieser Zeit der Noth habe ich selbst nichts zu essen." — „Aber ihr habt ja da ein Brot unter der Kutte, wie ich eben sah." — „Gott stärke deine Augen", sagte der Mönch, „damit du richtiger sehen mögest. Was Du für ein Brot angesehen, ist ein Stein, den ich aufgehoben, um zudringliche Hunde zu verjagen." — „Nun denn," rief das jammernde Weib, „so wünsche ich, Gott möge zur Strafe Eurer Hartherzigkeit das Brot in Stein verwandeln!" — Gott erfüllte des Weibes Verwünschung, denn als der Mönch sein Brot heim-

gebracht hatte, fand er es wirklich in Stein verwandelt. Noch jetzt befindet sich dieser Stein in der Aller-Heiligen-Kapelle der Pfarrkirche zu St. Marien, an einer Kette hängend.

Karl I, S. 11. (32), nach Lucas David's Chronik VII, S. 43. Grässe II, S. 579. Hirsch, die Ober-Pfarrk. zu St. Marien, S. 375, Anm. 1. Auf einer schwarzen Holztafel daneben liest man folgende Erklärung:

Nach Gottes Gebort XIIIC und XIII Jahr
An dem Abende Barbara, das ist war,
Do wart dyß Wyße brot cleyne
Von Gottes Gewalt gewandelt zu einem Steine.
Bittet Gott vor den armen Sünder (?)
Dem da geschehen ist dys große Wunder.

Und ein aufgeklebtes Papier trägt das folgende vielleicht von Andreas von Slommow herrührende Distichon:

Post M, bis duo C, semel X et quattuor adde:
Fit ex pane lapis, patet hic mutatio talis.

Bekannt ist Langbein's Erzählung: „Die arme Frau und der Mönch.") Die Uebertragung der Sage von der genannten zur Marien-Kirche erscheint weniger auffallend, da sie sich auch an manchen andern Orten wiederfindet, z. B. in Neckarshausen. (Vgl. Grässe II, S. 669) und in Oliva, s. später No. 83.

23. Semmel und Stein.

Die Sage erwähnt der fabelreiche Ordens-Chronist Simon Grunau in folgender nicht eben ästhetischer Weise: Es war Hungersnoth in D. und Brot schwer zu haben. Eine wohlhabende Frau, die ein sehr schönes Kind hatte und es abgöttisch liebte, ging einstens aus, um für schweres Geld Semmel zu kaufen für sich und das Kind. Bei ihrer Rückkehr fand sie das Kind in unsauberem Zustande, und um es schnell und leicht zu reinigen nahm sie die Krume von dem eben eingekauften Weißbrote dazu. Sie hätte damit sich und das Kind und wohl noch einen armen Nothleidenden sättigen können. Zur Strafe für diesen abscheulichen Uebermuth verwandelte sich auf Gottes Geheiß unter ihren Händen das Brot in Stein, und verwundete das Kind der überzärtlichen Mutter, ehe sich diese dessen versah. Es mußte sterben, und die trostlose Mutter verfiel in Verzweiflung und Wahnsinn.

(Sim. Grunau, Tract. XIII. cap. II. Lucas David, VII S. 43. v. Tettau u. Temme, Volkssagen aus Preußen, Nr. 213. Vgl. Grimm, deutsche Sagen, I, S. 240. 326. Karl II, S. 32.)

24. Die Finger im Steine.

Ein Kind, das seine Mutter geschlagen hatte, wurde krank und starb, indem es den Fluch der Mutter mit ins Grab nahm, daß ihm die Finger aus dem Grabe wachsen möchten. Dies geschah auch, und da ein Stein

auf das Grab gelegt war, so wuchsen die Finger in den Stein hinein, wie man noch in der Allerheil. Kapelle der Pfarrkirche sieht.

(Karl I, S. 35.) Damit steht im Zusammenhange die unsichere Sage von einem Vatermörder, der in der (Winterfeld'schen) Jakobus-Kapelle daselbst begraben sein soll, und mit dem man auch die an der Gitterthür der letzteren unten befindliche Abbildung eines Knaben mit Dolch und Todtenkopf in den Händen bezieht. Vgl. Löschin, Danzig und s. Umgeb., 3. Aufig. 1853, S. 70, Anm. — Hirsch am angef. O., Anm. Derselbe S. 412. Die 5 Löcher in einem Steine der Winterfeld'schen Kapelle sind wohl nur Luftlöcher.)

25. Die astronomische Uhr.

In der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts lebte in Danzig ein wackrer Uhrmacher und Mechanikus Hans Düringer, gebürtig aus Nürnberg. Ihm trug der Rath auf, zum Schmucke der Marienkirche, zugleich wohl auch zur Kundgebung des Reichthumes und des Kunstsinnes der Danziger jener Zeit, eine prächtige astronomische Uhr zu verfertigen, und nach abgeschlossenem Vertrage ging er wacker ans Werk. (1464). Nach fleißiger sechsjähriger Arbeit wurde das Kunstwerk am ersten Pfingst-Feiertage 1470 den Augen der erstaunten Beschauer dargestellt. Man sah daran nicht bloß, wie auf manchen ähnlichen Kunstwerken in andern ansehnlichen Städten, auf zwei Scheiben die Sonne in ihrem Laufe und den Mond mit seinen Phasen dargestellt, sondern auch den Gang der (damals bekannten) Planeten, die Angabe der beweglichen Festtage, und sogar Figuren aus den bezüglichen Sonntags-Evangelien, also zugleich einen Kalender u. s. w. Aus einer Gallerie über den Scheiben trat bei jedem Stundenschlage ein Apostel hervor und schritt von einem Ende derselben bis zum andern. Die darüber befindlichen Gestalten von Adam und Eva zogen allstündlich eine kleine Glocke, und die 4 Jahreszeiten waren so eingerichtet, daß die wirklich herrschende vor den anderen hervortrat. Als Lohn für die Herstellung des Kunstwerkes war dem Künstler von den Vorstehern die Summe von 390 Mark, und eine Leibrente von 20 Mark jährlich nebst freier Wohnung zugesichert, wofür der Meister zugleich versprach, das Werk in Ordnung zu halten. Das Gerücht von dem Wunderwerke Düringer's verbreitete sich bald weithin, und der Rath von Lübeck entbot ihn dorthin, um auch dort ein solches Werk für die Hauptkirche zu schaffen. Er erklärte sich dazu willig und bereitete sich zur Abreise. Dies wollte aber der „Bürgermeister" um jeden Preis, selbst um den einer grausamen und schändlichen Gewaltthat, verhindern, damit Danzig allein die Ehre hätte, solch ein Werk zu besitzen. Er ließ den Meister zu sich entbieten, um ihm angeblich Glück zu wünschen und ihm seine Jahresrente zu zahlen. Es war noch nicht der Zahlungs-

termin gekommen; gleichwohl legte der Bürgermeister die Rente von 24 Mark auf den Tisch, und erklärte dem verwunderten Meister seine Absicht, noch freiwillig 100 Mark hinzufügen zu wollen. Jener aber solle sich „noch einmal" zum Fenster hinaus umschauen nach dem erhabenen Thurm der Pfarrkirche, in der sich sein monumentales Kunstwerk befinde, nach dem Artushofe, in dem er oft genug wacker und fröhlich gezecht, nach dem Straßengewühl und den prächtigen Häusern und Läden. „Das schaut Euch Alles noch einmal an, damit Ihr es im Gedächtnisse behaltet." — „Wie?" rief der Meister; „ich solle mir das Alles ansehen? noch einmal? zum letzten Mal? Ihr wollt mich doch nicht meiner Augen berauben?" — „Das will ich, und das werde ich, damit Ihr nicht den Ruhm Danzigs, den Ihr durch Euer Kunstwerk so wesentlich vergrößert habt, durch Erschaffung ähnlicher für Andre wieder verringern könnt." Vergebens bat Düringer dem Harten zu Füßen fallend um Erbarmen, vergebens rief er die Gerechtigkeit desselben an, auf ein Zeichen des Gebietenden erschienen die bereit gehaltenen Henkersknechte mit den nöthigen Werkzeugen, warfen den Unglücklichen rückwärts, und schnell hatte ein glühendes spitzes Eisen sein Werk gethan! — Freudlos und tief gebeugt saß nun fortan der arme Geblendete auf seinem Zimmer, von Schmerz des Leibes und der Seele gepeinigt. Nichts sah er mehr von allen den früheren Herrlichkeiten der Welt überhaupt und Danzig's insbesondere; nur die letzten schrecklichen Eindrücke, die sein Auge erhalten, schwebten ihm quälend vor: das zornige, hartherzige Gesicht des Tyrannen, die rohen hohnlächelnden Mienen von dessen Helfern, und die entsetzlichen Werkzeuge seiner Qual. Und wie sich zu einem Leiden gar oft noch ein anderes gesellt, und der Unglückliche oft statt Mitleid noch Kränkungen zu erdulden findet, so mußte er obendrein noch vernehmen, daß sein Kunstwerk lange nicht mehr die anfängliche Bewunderung genoß, daß man allerlei daran auszusetzen fand, und daß sich sogar eine Reparatur als nöthig erwies, die wohl kein Andrer als der Erfinder und Verfertiger genügend auszuführen im Stande sei. Die Vorsteher ersuchten ihn endlich wirklich um seine Beihülfe, und kamen damit seinem lebhaftesten Wunsch entgegen: dem Triebe zur Rache. Er ließ sich zu seinem Kunstwerke hinführen, betastete es prüfend in allen einzelnen Theilen und ließ den Mechanismus in der früheren Weise sich bethätigen. Dann plötzlich, wie von Wuth übermannt faßte er mit aller Gewalt ein Hauptrad und setzte es in ungewohnten Umschwung. Ein entsetzliches Schwirren und Wirbeln durchdrang das ganze Werk, alles kreiste mit unerhörter Schnelligkeit, ganze Theile lösten sich und flogen weg. — Die Einheit und der Zusammenhang des kunstvollen Ganzen war zerstört.

In das bedauernde Geschrei der Anwesenden mischte sich das boshafte Hohngelächter des Künstlers von der Gallerie her, und bald stürzte er sich von dort auf die großen Quadersteine der Kirche, um seinem zerstörten Leben ein Ende zu machen. Man hob einen Leichnam auf.

(Prätorius, d. evang. Danzig, S. . . . Löschin, Danzig und s. Umgeb. III, S. 68, Anm. 2. Karl I, S. 22. Grässe II. S. 585. Von manchen der zahlreichen ähnlichen Kunstwerken wird Aehnliches erzählt. Grässe S. 587 Anm. erwähnt die in Straßburg, Zittau, Lübeck (Petri K.), Prag, Anet in Frankreich, Lyon u. s. w. Das Werk in der Marienkirche in Lübeck, dem Danziger sehr ähnlich, aber kleiner und bereits im Jahre 1405 gefertigt, hat die räthselhafte Unterschrift:

Wol kont maken, bericht Du my,
Dat it all Mann tho Dancke (Danzke) sy.

Es versteht sich wohl, daß solche mechanische Kunstwerke nur für einen gewissen Zeitraum eingerichtet sind und dann nicht ohne gänzliche Umarbeitung „reparirt" werden können. In Erkenntniß dessen haben sich die Danziger wohl gehütet, wie es öfters heißt „große Summen an die Herstellung des Düringer'schen Werkes zu wenden oder dafür auszusetzen.")

26. Dieselbe Uhr.

Eine abweichende und weniger plausible Sage von demselben Künstler Düringer, seinem Werke und seinem Tode sei auch hier erwähnt: In der Langgasse, in dem unter dem Namen „Adam und Eva" bekannten Hause wohnte ein alter reicher Herr, der nach des Volkes Meinung seinen Reichthum nicht durch redlichen Fleiß und erlaubte Betriebsamkeit, sondern durch verruchte Goldmacherkunst unter dem Beistande des Bösen erlangt hatte. Er lebte ganz einsam in seinem alten Hause mit einer frommen und schönen Tochter, die sich für das Werk des Meisters Düringer und allmählich auch, wie begreiflich, immer mehr für ihn selbst interessirte, nachdem sie einmal Zutritt zu seiner Werkstätte gewonnen hatte. Dieser letztere Umstand kann bei den Sitten jener Zeit (1470) vielleicht zweifelhaft erscheinen; jedenfalls war die örtliche Entfernung und der Weg des Mädchens von jenem Hause durch die nur mäßig lange Beutlergasse bis zur Pfarrkirche, in oder an welcher der Künstler wahrscheinlich seine Arbeitsstätte hatte, kein sonderliches Hinderniß. Der böse geizige Alte that nichts gegen die häufigen Ausgänge seiner Tochter zur Kirche, in der Hoffnung, daß die Frömmigkeit derselben vielleicht auch seinen Sünden eher zur Erlassung göttlicher Strafe zu gute kommen könnte. Als er aber einst durch böse Zungen oder gelegentliche Aeußerungen vernommen hatte, daß seine Tochter, an der er mit der ganzen egoistischen Liebe eines vereinsamten alten Geizhalses krampfhaft hing, den Künstler besuche und mit ihm in zärtlichem Liebesverhältnisse stehe, nahm er sein Schwert, umgürtete sich und eilte zur Kirche. Der Zu-

fall wollte, daß er die Richtigkeit jener Anzeigen sofort zu erkennen Gelegenheit hatte, indem er die Liebenden in zärtlicher Umarmung überraschte. (Nach andrer Lesart traf er den Künstler allein bei seiner Thätigkeit auf dem Gerüste). Ehe sich's Jener versah, stieß ihm der Alte voller Wuth den Degen ins Herz; der tödlich Getroffene sank hin, griff aber mechanisch im Fallen, um sich zu halten, in die Drähte seines Werkes, (bei dem sich also dann Beide in der Kirche befanden), und durch das Zerreißen der Drähte entstand in dem Kunstwerke die ärgste Verwüstung. Unter Tosen und Rasseln verwirrten sich die Drähte, ein Rad nach dem andern blieb stehen, manche zerstörten sich, und bald stand das Ganze todt und unbrauchbar still, indem zugleich sein Verfertiger blutend und sterbend am Boden lag. Der Mörder wurde, nachdem seine jähe Wuth gestillt war, von tiefer Reue erfaßt; er ging selbst zur Obrigkeit, gab sich und seine That an, und erlitt den verdienten Henkertod für den abscheulichen Mord. Die Tochter zog sich in ein Kloster zurück, um dort ungestört immerdar für ihre eigene Seele wie für die ihres Geliebten und auch ihres grausamen Vaters beten zu können.

(Garbe, S. 63.)

27. Der unterirdische Gang.

Daß man im Mittelalter, in der Zeit der Burgverließe und andrer zum Theil grausiger Heimlichkeiten auch oft unterirdische Gänge baute, ist bekannt, doch hat die Phantasie des Volkes in der Sage die Länge von dergleichen unterirdischen Bauten nicht auf Klafter beschränkt, sondern meilenweit ausgedehnt, z. B. am Marienburger Schlosse und ähnlichen. So erzählt man denn auch (ganz grundlos) von dem unterhalb jener Uhr befindlichen Eingang zu einem Kellergewölbe unter der Sacristei: hier beginne ein Gang, der bis zum Ordensschlosse geführt habe. Sobald man sich die Frage vorlegt, wer wohl einen solchen gebaut haben könne (der Orden? die städtische Bürgerschaft? die Kirchenvorsteher?), wie und zu welchem Zwecke die in ihren Interessen weit auseinander gehenden Genannten zu einem solchen Bauwerke einander die Bewilligung ertheilt haben sollten, verschwindet die aus der Luft gegriffene Meinung.

(Löschin, am angef. O. S. 62.)

28. Die messingne Taufkapelle.

Jedenfalls ein seltenes, kostspieliges und massives Werk ist diese Kapelle, nur daß ihr Kunstwerth sehr viel geringer ist. Sie soll über 10,000 Mark

gekostet haben (eine für jene Zeit ungeheure Summe) und in Antwerpen oder Amsterdam gegossen sein. Weil sie keine Decke hat (die ja auch für den Zweck der Einfriedigung nicht nöthig ist), so hat das Volk auch hier sich eine wunderbare Erklärung ausgedacht, nämlich: das Schiff mit dem vorhandenen Werke selbst sei glücklich an seinen Bestimmungsort gelangt, ein zweites aber mit dem Deckel untergegangen.

(Löschin, am angef. O. S. 80 — Ders., Gesch. D. I, S. 289.)

29. Das Crucifix daselbst.

Eine nicht weniger schauerliche Sage, als die von der astronomischen Uhr betrifft das hölzerne Crucifix in der Kapelle der 10,000 Jungfrauen, welches durch wahrhaft und selten künstlerische Darstellung des sterbenden Erlösers, durch den exacten und richtigen Ausdruck des Schmerzes gewissermaßen in allen einzelnen Theilen und Gliedern, von jeher die Bewunderung der Beschauenden, sowohl der großen Menge wie der Sachkenner, erregt hat. Die Letzteren wollten das Werk wegen der meisterhaften Arbeit keinem Geringeren als dem weltberühmten Meister Michael Angelo Buonarotti, zuschreiben, oder behaupten doch wenigstens, es sei unter dessen Augen und theilweise unter seiner Mitwirkung von einem Schüler desselben verfertigt worden. Das Volk, wie es sich von dem leidensvollen und doch sanften Hinscheiden des Gekreuzigten in tiefster Seele ergriffen fühlte, konnte sich nicht denken, daß das seltne Kunstwerk ohne ganz besondre Umstände bloß aus dem Talente eines Bildhauers entsprungen sei, und so entstand die Sage:

Ein ausgezeichneter Bildhauer, der für den Schmuck der Stadt und namentlich der Kirchen schon manches treffliche Werk geschaffen hatte, erhielt vom Rathe und den Vorstehern der Marienkirche den Auftrag, für diese ein Bild des gekreuzigten Heilandes anzufertigen. Er ging rüstig ans Werk und hatte sich fest gelobt, ein Gebilde zu liefern, welches alles Bisherige hier und anderwärts in Schatten stellen sollte. Aber sein Vorhaben wollte ihm nicht sobald glücken; und er verwarf einen angefangenen Plan nach dem andern. Da bemächtigte sich seiner finstere Schwermuth, und er schlich brütend umher, während die Auftragsteller immer wiederholt an die Ausführung mahnten. Da kam endlich unter Seelenqualen ein schrecklicher Entschluß zur Reife: Er hatte eine reizende Tochter, die von vielen Jünglingen, selbst vornehmen Geschlechts, eifrig umworben wurde; sie galt wegen ihrer Schönheit und Sitten-Reinheit bei vielen als die Blume von

Danzig. Ihr Herz hatte sie aber einem jungen deutschen Maler zugewendet und liebte ihn innig, so daß sie trotz des Vaters Mahnungen, vor dessen Augen Jener keine Gnade fand, alle anderweitigen Bewerbungen abwies. Nachdem in des alten Bildhauers Gemüthe die Schwermuth wegen des nicht gelingenden Werkes immer ärger geworden, und durch Groll gegen den Geliebten seiner Tochter noch verschlimmert worden war, kam es zur Ausführung seiner grausen bereits seit lange geplanten That. Tückisch lud er unerwartet den Jüngling wiederholt in sein Haus, gestattete ihm freien Zutritt und willigte sogar in die Verlobung desselben mit seiner Tochter. Aber er brachte ihm zugleich ein langsam zehrendes Gift bei, indem er beschlossen hatte, — den schönen jungen Mann als Modell für den sterbenden Erlöser zu benutzen. Allmählich siechte der kraftvolle Jüngling hin, an die Stelle der Lebensfrische trat eine unerklärliche Mattigkeit, die rothen Wangen verloren alle Farbe, und der muntere jugendliche Sinn verwandelte sich in Stumpfheit und Ueberdruß am Leben. Weder die Kunst der Aerzte, noch die sorgfältigste Pflege der liebenden Braut konnten dem Uebel abhelfen. Wie er so eines Tages, einem Schatten ähnlich, wieder in das Haus des Bildhauers trat, lud ihn dieser ein, vor Ersteigung der oberen Wohnungsräume in seine unten gelegene Werkstätte zu treten. Die Verlobte, voller Trübsal über den Zustand ihres Bräutigams, harrte lange ungeduldig, aber vergebens, seines Eintrittes zu ihr. Als es ihr endlich doch zu lange dauerte und eine unsägliche Angst sich ihrer bemächtigte, ging sie die Treppe hinab und lauschte an der Thür der Werkstätte. Da glaubte sie drinnen ein Stöhnen und Röcheln zu vernehmen, konnte aber die verschlossene Thür nicht öffnen. Es war, als ob drinnen Jemand sie um Hülfe anriefe, und sie schrie entsetzt: „Vater, was macht ihr mit Friedrich?“ — „Schweige, Dirne!“ rief der Vater entgegen; „störe mich nicht bei meinem heiligen Werke! Dein Buhle stirbt den Tod des Heilandes am Kreuze.“ — Während die Tochter ihrer Sinne nicht mehr mächtig an der Schwelle niedergesunken dalag, hörte sie nicht die Nennung ihres Namens und die letzten Seufzer aus dem Munde ihres sterbenden Geliebten. Seine Todesqualen dienten dem entmenschten ehrgeizigen Künstler als langersehntes „Studium“, und das Werk gelang zum Bewundern vortrefflich. — Das Auge des armen Mädchens öffnete sich aus der Ohnmacht nur, um sich nach Bestätigung ihrer schrecklichen Ahnung für immer zu schließen: sie starb vor Seelenleid am gebrochenen Herzen. Mit ihrem Leichnam senkte man nach wenig Tagen in dieselbe Gruft den eines jungen Mannes, abgemagert und mit blutigen Malen an Händen und Füßen. Der Uebelthäter, nach Voll-

endung des Werkes von schmerzlichster Reue ergriffen, endete durch Selbstmord und ward — nicht wie die beiden Liebenden, unter der rührendsten Theilnahme der ganzen Bevölkerung, sondern unter Verwünschungen am Zaune des Kirchhofes in ungeweihter Erde begraben.

(Schultz, über Gegenst. d. bild. Kunst in D., S. 37. Löschin, Gesch. D., I, S. 159. Karl I, S. 16. Grässe II, S. 579. Garbe, S. 59. Dieser legt den Hauptton auf die Schwierigkeit des richtigen Ausdruckes in den Mienen des Sterbenden; nur um dessentwillen flüsterte ihm „der Böse" den argen Rath ins Ohr. Ob der Vater sich in der Kirche vor allem Volke und vor dem eigenen Kunstwerke mit dem Schwerte erstochen (Garbe), — ob er sich vor dem Tode der Tochter erdrosselte, (Grässe) thut freilich wenig zur Sache. Eine stärkere wesentliche Abänderung hat die Erzählung erfahren in dem Romane von Hans v. Zollern: „Meister Norden", 2 Bde. Leipz. 1881, der ein im ganzen getreues Bild der Zeit abspiegelt. Darin tödtet der jähzornige und durch falsche Nachrichten irre geleitete Vater den jungen Mann in einem wilden Ausbruche seiner Schwermuth, die wesentlich durch dessen vermeintliche Nebenbuhlerschaft in der Kunst und hinterlistige Handlungsweise herbeigeführt wird, aber den Alten doch nicht hindert den Sterbenden als Modell zu seinem Zwecke zu benutzen! — Vgl. noch Löschin, Gesch. D. I, S. 159.

30. Sankt Reinhold.

Dieser tapfere Kriegsmann spielt in der Sagen-Geschichte Danzigs eine nicht unerhebliche Rolle, freilich nicht in unmittelbarer Weise durch historische Einwirkung auf die Geschicke der Stadt, aber als selbstgewähltes Ideal. Ihn erwählte sich die angesehenste der 6 sogenannten „Bänke" im Artushofe, d. h. die aus den bedeutendsten Kaufleuten der Stadt bestehende gesellige Genossenschaft, zum Schutzpatron, und noch sieht man angeblich seine Waffen im Artushofe aufgehängt, so wie sein Roß Beyart mit der vierfachen Last der „Haimonskinder", und ihn selbst, wie er auf seinem langen Speere den Kopf des erlegten spanischen Königs oder Anführers trägt. Die „Sanct-Reinholds-Brüderschaft" besteht noch jetzt, wenn auch vorzugsweise als Gesellschaft zu gegenseitiger Unterstützung; sie hat ihre Vorsteher und alten Statuten, und besitzt in der Ober-Pfarrkirche zu St. Marien die schönste aller Kapellen mit kunstvollem reichgeschmücktem Altar. Im Artushofe ließ die betreffende Gesellschaft bei sonstiger Erneuerung der Ausschmückung auch die Thaten des Helden durch den Maler Sy 1858 in wohlgelungenen Oelbildern des herumlaufenden Frieses wieder in Erinnerung bringen.

Die vier „Haimonskinder" waren die Söhne des Herzogs Haimon von Dordogne (Aymont de Dordon), nämlich Adelhart (Alard), Richard (Ritsart), Writhart (Guichard) und Reinhold oder Reinhalt (Regnault, ital. Rinaldo). Ihr gemeinsames Roß war der unermüdliche Beyart (Bayard), der berühmte Kaiser Karl der Große ihr Oheim. Als dieser ihren andern

Oheim Herzog Beue von Agrimont hatte ermorden lassen, schwuren die 4 Brüder, dessen Tod zu rächen, und zunächst erschlug deßwegen Reinhold bei einem Hoffeste einen Neffen des Kaisers, Bechtold, im Zorn mit einem goldenen Brettspiele. Die 4 Brüder flohen in den dichten Ardenner-Wald, und als sich Beue's Sohn Magis (Matigis), ein manchen Zaubers kundiger Mann, ihnen angeschlossen, bauten sie sich daselbst eine Burg Montfort. Dort wurden sie von Kaiser Karl und ihrem eigenen Vater Haimon schwer belagert und retteten sich nach 13 monatlicher Vertheidigung durch die Flucht. Sie suchten nach manchen Irrfahrten und Abenteuern Zuflucht in ihrer Heimat Dordogne, wurden von der Mutter begünstigt, jedoch vom Vater ausgewiesen, und wendeten sich zum Herzoge Hüon von Bordeaux. Dafür, daß sie diesem im Kampfe gegen das abgefallene Toulouse tapfere Hülfe leisteten, erhielten sie Erlaubnis, im Lande zu bleiben und sich die Burg Montalbon zu bauen; ja Reinhold erhielt sogar Hüon's Schwester Claire zur Gemahlin. Als König Karl auf seinem Zuge gen Spanien bei Montaubon vorüberkam und von den Erbauern hörte, begann die frühere Feindseligkeit wieder; aber sein bester Paladin Roland wurde geschlagen, sogar gefangen, und durch Zauberei sogar Karl selbst nach der Burg gebracht. Beide wurden freigelassen, aber ungroßmüthig setzte Karl die Feindschaft und die Belagerung fort, und obwohl der versöhnte Vater Haimon jetzt die Söhne einigermaßen mit Lebensmitteln unterstützte, mußten sie doch endlich die Feste verlassen und zogen wieder in die alte Heimath. Auch hier von Karl verfolgt, erlangten sie endlich nach 16 jährigem Kampfe Frieden vom Kaiser, unter der Bedingung, daß ihm das Wunderroß Beyart ausgeliefert würde, (welches er tödten ließ), daß ferner Reinhold sich seines Erbes entäußerte und als Pilger nach Jerusalem zöge. Er that dies in Begleitung von Magis. Als er dann heimkehrte, waren seine Eltern und seine Gemahlin gestorben; er residirte nun in Montauban, erzog seine Söhne, und ging zuletzt zu den Steinmetzen nach Köln, um dort an dem Bau des kolossalen Domes als an einem heiligen Werke mitthätig zu sein. Seine ungewöhnlichen Leistungen und die Anerkennung derselben erregten den Neid seiner Genossen; sie tödteten ihn und warfen den Leichnam in den Rhein. Dort wurde er gefunden und erkannt und zu Kranen begraben. An seinem Leichnam geschahen Wunder, und darum wurde er fortan in der katholischen Kirche als Heiliger verehrt. Die volksthümliche Behandlung jener Sagen bildet in Frankreich nicht bloß, sondern auch in Deutschland seit der ersten Bekanntmachung vom Jahre 1525 ein sehr beliebtes Volksbuch. In Köln baute man nahe bei St. Mauritius ihm zum Andenken die St. Reinholds-

Kapelle an der Stelle seiner Ermordung. Sein Leichnam war im Rheine dadurch aufgefunden worden, daß dort allnächtlich fromme Leute einen wundersam süßen Gesang vernahmen, und ein Engel endlich einer armen kranken Frau in ihren heftigsten Schmerzen mittheilte, daß der Leichnam des „St. Peterswerkmannes" (wie der Namenlose seit seiner Thätigkeit am Bau des St. Peters-Domes gewöhnlich genannt wurde) da und da zu finden sei. Mühsam schlich sie am nächsten Morgen zu der Stelle, fand den Leichnam in einem Sacke schwimmend, und fühlte sich von der Berührung sofort genesen. Und wie sie den Sack herauszog, begannen alle Glocken ringsumher von selbst feierlich zu läuten. Der Leichnam des Helden, der nach manchen rühmlichen Thaten sich selber christlichfromm gedemüthigt hatte, wurde an einem goldenen Gürtel mit seinem Namen erkannt; er wurde nun von dem Bischofe Hildebold und der ganzen Klerisei mit aller Feierlichkeit unter mancherlei Wundern bestattet. Als von diesen die eben zum Christenthume bekehrten Bewohner von Dortmund hörten, wallfahrteten sie in Menge hin und baten den Kölner Bischof um einige Reliquien des Helden. Sie wurden anfangs abgewiesen, erlangten aber ihre Bitte, nachdem man drei Nächte hinter einander den Leichnam des h. Reinhold vor der Klosterpforte hatte stehen sehen. So erhielten ihn die von Dortmund, und wie derselbe über den Rhein gebracht und auf ein Fuhrwerk geladen war, bewegten sich dessen Räder von selbst immer weiter und weiter bis nach Dortmund hin, zu der Stelle, wo noch jetzt das St. Reinholds-Münster steht. Der Heilige soll sich der Stadt oft hülfreich erwiesen haben und bei Belagerungen in glänzender Rüstung auf ihren Mauern gesehen sein.

(Vergl. Grässe, S. 68 f.)

31. Das jüngste Gericht.

Den größten Kunstschatz der Kirche unter ihren 30 Kapellen umschließt jetzt die Dorotheen-Kapelle: das Bild des Jüngsten Gerichtes, bestehend aus einem mittleren Hauptbilde und zwei sich daran schließenden Seitenflügeln, welche drehbar sind und für gewöhnlich jenem zugleich als schützende Decke dienen. Ohne auf die neueren gelehrten Untersuchungen über den Maler und den Besteller desselben näher einzugehen, welche doch immerhin noch manches Bedenkliche und Fragliche übrig lassen, wollen wir den ehrwürdigen Löschin als Vertreter der gangbarsten Ansichten reden lassen: „Ueber die Art und Weise, wie das Bild hierher gekommen, trug man sich lange Zeit mit den abenteuerlichsten Sagen herum. So wurde erzählt, ein

kunstreicher Maler zu Utrecht habe um das Jahr 1327 den Entwurf zu diesem Bilde gemacht und einen Theil desselben ausgearbeitet; einer seiner Schüler habe die weitere Ausführung übernommen, jedoch nicht damit zu Stande kommen können, und von Johann (Jakob) van Eyck oder Eiken ꝛc. (1370—1440) und seinem Bruder Hubert (oder Georg) (von 1366—1426) sei das Werk vollendet worden. Auf einem Leichensteine in dem Bilde sieht man die Zahl 1367, doch scheint diese nach den Schriftzügen zu urtheilen ein späterer Zusatz zu sein. Ferner hieß es, das Bild sei für den Papst bestimmt gewesen, aber mit dem Schiffe, welches es nach Rom bringen sollte, von einem Seeräuber-Schiffe erbeutet, und diesem wieder von einem Danziger Schiffe abgenommen und so hierher nach Danzig gebracht worden. Eine andere Sage läßt es gar auf den Wogen des Meeres umherschwimmen und von einem Danziger Schiffer herausgefischt werden, der es der Marienkirche schenkte. Hirsch jedoch weist in seiner Geschichte der Kirche aus der Chronik des Mehlmann nach, daß eines jener Kaperschiffe, welche die Stadt Danzig in ihrem langwierigen Kampfe mit den Niederlanden und Karl dem Kühnen von Burgund aussendete, nämlich die von dem tapfern Paul Benecke geführte „Galleyde" im Jahre 1473 einem holländischen Schiffe außer vielen kostbaren Sachen auch dieses Gemälde abgenommen hat." Nachdem verschiedene Monarchen zu verschiedenen Zeiten der Stadt vergebens große Summen für das Bild geboten hatten, nahmen es die siegreichen Franzosen aus der angeblich verbündeten Stadt 1807 mit nach Paris, von wo es nach Napoleon's Sturze 1816 wieder in die Marienkirche in Danzig zurückkehrte. Als wahrscheinlichsten Verfertiger nennen die neuesten Untersucher mit Bezug auf ungewöhnliche Aehnlichkeit mit gewissen Bildern in den Niederlanden, besonders in Brügge und in Lübeck, den niederländischen Maler Hans Memling (fälschlich auch Hemling geschrieben). Jedenfalls ist das Bild unter den zahlreichen Behandlungen desselben Gegenstandes eins der werthvollsten: die Anordnung, die Charakteristik der zahlreichen Köpfe, das dauerhafte und lebhafte Colorit ist bewundernswerth. Es giebt überdies manchen Wink zur Beurtheilung seiner Zeit, und beweist z. B. ungewöhnliche Freiheit von Vorurtheilen darin, daß es unter den Verurtheilten Mönche und Prälaten, unter den Seligen sogar einen Mohren erscheinen läßt.

(Danzig u. s. Umgeb. v. Löschin, 3. Aufl. S. 76. ff.) Danach Karl, I, S. 33. und Becker S. 15.

Digitized by Google

32. Die Ferber'sche Kapelle.

Unweit des Hauptaltares der Kirche, neben der Kapelle mit dem herrlichen Crucifix, befindet sich die Kapelle der berühmten Familie Ferber, geweiht dem h. Balthasar. Leider ist sie ohne Fenster, so daß man das darin Befindliche mehr glauben muß als sieht. Der Ahnherr, Eberhard Ferber, war sammt seinem Bruder Gebel 1415 vom Rheine hierher gezogen, und starb 1452 als Vorsteher der Hauptkirche; seine Nachkommen lieferten der städtischen Gemeinde eine ansehnliche Zahl von Kriegs- und Staatsmännern, auch viele Bürgermeister, darunter den berühmtesten zur Zeit der Reformation, Eberhard F., und seinen Bruder Moritz, welcher Bischof wurde; die männliche Linie erlosch 1786, die weibliche 1814.

An dem Familien-Grabmale in dieser Kapelle sieht man ein denkwürdiges, freilich nur sagenhaftes Ereigniß in dieser Familie bildlich dargestellt: es war der Sturz eines dreijährigen Knaben zum Fenster hinaus, ohne daß das Kind Schaden genommen hätte. Ein festlicher Aufzug fand nämlich zu Ehren des anwesenden polnischen Königs statt, nachdem der Friede zu Oliva (1660) endlich trotz vieler Schwierigkeiten abgeschlossen war. Die ganze Stadt war in freudigster Aufregung, und alles eilte zum Schauen an die Fenster. Plötzlich erscholl ein lauter Schrei vor dem Ferber'schen Hause (in der Langgasse?), und Massen von Menschen drängten sich dort zusammen; aus dem dritten Stockwerke war das kleine Söhnchen des Bürgermeisters durch Unachtsamkeit der Dienstboten aus dem Fenster hinabgestürzt. Zum Glück aber fiel das Kind unten gerade in einen großen mit Kohl gefüllten Korb und blieb wohlbehalten, so daß sich bald wieder Alles von dem Schreck zur früheren Heiterkeit zurückwandte. Der erfreute Vater des Knaben aber stiftete zur dankbaren Erinnerung an die wunderbare Rettung seines Kindes das erwähnte Bild in der Familien-Kapelle.

(Löschin, Danzig u. s. Umgeb. III, S. 71. Danach Garbe, S. 106.)

Diesen die Marienkirche betreffenden Sagen lassen wir einige auf andre Kirchen der Stadt bezügliche folgen!

33. Die 12 Apostel.

Die Belagerung Danzigs im Jahre 1577 durch König Stephan Bathory erregte wegen der hartnäckigen Tapferkeit der Bürger die Bewunderung nicht nur des Königs, die er offen kundgab, sondern gewissermaßen der ganzen Welt. Aber andrerseits hatte sie, durch Geldaufwand und Verwüstungen, ungeheure materielle Opfer außer denen an Menschenleben, gekostet. Der König

wie alle Könige von Polen, in großer Dürftigkeit, ließ sich von der Stadt für die vollständige Bestätigung aller ihrer Privilegien die Summe von 200,000 Gulden, und dem Abte von Oliva für die von den Danzigern gemachten Zerstörungen noch 20,000 Gulden zahlen. Die Kriegsrüstungen aber hatten bereits 635,000 Gulden, und die Wiederherstellung des Forts Weichselmünde noch 43,000 Gulden gekostet. Zweimal hatte man außer den sonstigen Abgaben und Einkünften noch den 100sten Pfennig genommen, auch noch eine Kopfsteuer ausgeschrieben, nach welcher für jeden Erwachsenen 2 Thaler, für jedes Kind 1 Thaler entrichtet wurde. Zur ferneren Aushülfe dienten die Schätze der nunmehr protestantisch gewordenen Kirchen, namentlich die metallenen Bilder der Heiligen. So lieferte die Marienkirche (nebst zahlreichen anderen Kostbarkeiten) ein Bildniß der Maria zu 169 Mark, eines der hl. Barbara zu 188 Mark, und die 12 Apostel, jeden zu etwa 33 Mark, zusammen 1440 Mark. Als später einmal den katholischen Bischof Zamoyski Einer fragte, wo denn die früher in der Kirche vorhandenen 12 Apostel geblieben seien, soll er in seiner witzelnden Weise geantwortet haben: „Die sind ihrer Bestimmung gemäß in alle Welt gegangen."

(Löschin, Gesch. D. I, S. 241. Eine ähnliche Antwort wird auch sonst aus den Zeiten des 30jährigen Krieges erzählt.)

V. Sagen von andern Kirchen Danzig's.

34. Der Mönch in der Trinitatiskirche.

In der „Vorstadt", welche jetzt bereits seit Jahrhunderten mit der Rechtstadt, nach Hinwegräumung der trennenden Mauern und des „Vorstädtischen Grabens," in unmittelbarstem Zusammenhange ist, wurde bald nach ihrer Erbauung (um 1390) in der Fleischergasse das Franziskanerkloster, auch Graumünnchen-Kloster genannt, mit einer trefflichen Kirche gegründet. Die letztere wurde nachher durch einen großen hohen Anbau nach Westen hin zu einer großen Gemeindekirche erweitert, so daß jener älteste schön gewölbte Bau, den Mönchen vorbehalten, den Chor der großen Kirche bildete und noch später von seiner Verwendung den Namen „Abendmahlskirche" erhielt. Die Franziskaner, auch Bettelmönche genannt, mögen wohl anfänglich sittlich streng gelebt und die Regeln ihres Ordens über Armuth, Keuschheit u. s. w. gewissenhaft befolgt haben; aber das änderte sich mit der Zeit, zumal nach der bedeutenden Erweiterung ihrer der

hl. Dreifaltigkeit gewidmeten Kirche. In jener Zeit begab es sich, daß einer der Mönche sich ein Liebchen zugelegt und es eine Zeitlang in seiner Klause verborgen gehalten hatte. Als das unerlaubte Verhältniß entdeckt wurde, versteckte sich der Mönch, um der Strafe zu entgehen, mehrere Tage lang auf dem Dache der großen Kirche. Endlich ward er hier doch aufgefunden und entging den Händen der Verfolger nur dadurch, daß er eine Oeffnung in das Dach brach und sich hinunter stürzte. Er fand dabei seinen Tod und entging der irdischen Strafe, während seine Geliebte einen viel schrecklicheren Tod durch Einmauerung fand. Ein großes gelbes Kreuz von glasirten Ziegeln in dem grünen Felde des ganzen Daches zeigt noch jetzt die Stelle an, wo der Todessprung geschehen ist, und soll an den Frevel des Mönches erinnern. Das Volk fügte noch hinzu, daß die zwei früher trefflich tönenden Glocken der Kirche damals für immer ihren Klang verloren haben. (Die ältere Kirche hat übrigens nur 3 kleine Thürmchen über dem Giebel an der Straße, und die größere spätere nur einen sogen. Dachreiter mit Uhr; ein großer in sich selbst gegründeter Glockenthurm fehlt, wie überhaupt bei den Klosterkirchen.)

(Karl, I, S. 34. Poetisch bearbeitet von Garbe, S. 89, beim Jahre 1555.)

35. Das nächtliche Begräbniß in der Trinitatiskirche.

Auch diese weniger bekannte Sage hat zu ihrem Untergrund die Entartung des Ordens und namentlich das Versinken seiner Mitglieder in Unkeuschheit:

Ein Handwerksmann, von der Arbeit spät heimkehrend, sah die Thür der Trinitatiskirche offen stehen und wollte darin noch ein Gebet verrichten; aber sein müdes Haupt sank an einen Pfeiler, und er schlief ein. Er erschrak, als er beim Erwachen sah, daß es finstere Nacht war; — er erschrak bald noch mehr und fing an, ein Grausen zu empfinden, als er einen Todtengesang von Männerstimmen immer näher kommen hörte und bald auch beim Schimmer vieler Kerzen aus einem Kreuzgange die Mönche hervorkommen sah. Vier von ihnen trugen eine Todtenbahre, worin in weißen Kleide ein todtes Mägdlein lag. Der kälteste Schauer aber erfaßte den Mann, als er in der Todten die Tochter seines Meisters erkannte, welche unlängst verschwunden und überall, selbst im Kloster, vergeblich gesucht worden war. Nachdem der Zug mit der Leiche den Altar erreicht, knieten alle Mönche rings im Kreise schweigend, und der Prior las eine stille Todtenmesse. Dann wurde in der Nähe ein Leichenstein herausgehoben, die Todte still

in die Gruft versenkt, und diese wieder durch den Stein verschlossen. Endlich entfernten sich die Mönche still und paarweise mit ihren Kerzen, und ließen den von ihnen nicht bemerkten Zuschauer im tiefen Dunkel allein zurück. Als am Morgen der Sacristan eintrat, um zu läuten, verließ der Handwerksmann endlich seine wider Willen benutzte Zufluchtstätte, und eilte sogleich zu seinem Meister hin, um ihm zu melden, was er gesehen. Nun wußte dieser, wo er seine arme Tochter zu suchen hatte, und konnte fast mit Sicherheit sagen, daß sie der schnöden Wollust der Mönche zum Opfer geworden war. Er trat sofort in Begleitung jenes Handwerksgesellen vor den Rath und klagte die Mönche der doppelten Schandthat an. Der Prior wurde aufgefordert, um sich und seine Ordensbrüder womöglich zu rechtfertigen, und — das Unrecht feierte wieder einmal einen Triumph: seiner schlauen Beredsamkeit gelang es, den einzigen Zeugen durch Hin- und Herreden so zu verwirren, daß er sich selbst in Widerspruch und Widerruf verwickelte, und so für diesmal der schändliche Frevel unbestraft blieb. Die Bettelmönche aber kamen in immer böseren Rufe beim Volke, und verloren damit zugleich die milden Gaben als einziges Mittel ihres Unterhaltes. Dann, als sie bis auf den Prior Rollau und noch einen Mönch ausgestorben waren, nahmen diese nothgedrungen, doch bereitwillig das Anerbieten des Rathes wegen Aufhebung des Klosters an. Man verhieß den Beiden freien Aufenthalt und Unterhalt im Kloster bis an ihr Lebensende; dafür übergaben sie dieses mit allem Zubehör der Stadt, nur sollten „die heiligen Räume" zu keinen profanen Zwecken, vielmehr etwa zum Unterrichte der erwachsenern Jugend verwendet werden. So wurde dort nach der Uebergabe von 1555 das sogen. „Akademische Gymnasium" eingerichtet, welches bis 1807 bestand und unter seinen Schülern manche treffliche, ja hochberühmte Männer verschiedener Berufsarten gehabt hat.

(Garbe, S. 85.)

36. Das Birgitten-Glöcklein zu St. Johann.

Zacharias Zapp, der sich nach seinen vielen Reisen ins Ausland auch Zappio nennen ließ, hatte durch Fleiß, Klugheit und Glück ein ansehnliches Vermögen erworben, das er dann in echtem Bürgersinn zu allerlei wohlthätigen Stiftungen und Vermächtnissen benutzte. Seine größte Freude war neben dem Wohlthun sein Töchterlein Birgitte, welche zur Lust ihrer Eltern immer schöner erblühte Als es aber acht Jahre alt geworden war, nahm es Gott unerwartet in der Frühstunde des St. Jo-

hannistages zu sich. So des liebsten Gutes beraubt, wurde Zapp von tiefstem Schmerze ergriffen, so daß er alle christliche Fassung zu verlieren schien. Aber er sammelte sich wieder, und ließ für die Johanniskirche (die ihm überhaupt viele Geschenke und Stiftungen verdankt) eine Glocke gießen, womit täglich um 5 Uhr Morgens, in welcher Stunde sein liebes Töchterlein gestorben war, geläutet werden sollte. Sie heißt nach dem Namen des Mägdleins die „Birgitten-Glocke."

(Garbe, S. 106, beim Jahre 1661.)

37. Das Seelenglöcklein der Karmeliter.

Ungefähr aus derselben Zeit stammt folgende Sage:

Als einst (1678) die Karmelitermönche auf der Altstadt wider ausdrückliche Verordnung öffentlich eine feierliche Prozession hielten, erregten sie dadurch den Zorn der Lutherischen so sehr, daß diese nicht nur den Zug anfielen und in Verwirrung brachten, sondern auch das Kloster und die Kirche überfielen und ausplünderten. Die Mönche flohen, um ihr Leben zu retten, in das benachbarte Hospital zu St. Elisabeth, und wurden dort, wo nicht der Geist des Fanatismus waltete, freundlich aufgenommen und vor dem wüthenden Pöbelhaufen geschützt. Zur Dankbezeugung für diese Gutthat wurde der Gebrauch eingeführt, daß, so oft ein Bewohner jenes Hospitales starb, bei den Karmelitern (Weißmönchen) das Seelenglöcklein geläutet wurde.

(Garbe, S. 119.)

38. Der Mönch und der Teufel.

Oefters war bei den Karmelitern „der Teufel los," d. h. von jenem Kloster gingen nicht wenige Anläße aus zur Störung der bürgerlichen Ruhe und Ordnung in Danzig, und jenes Kloster ist deshalb in der Geschichte der Stadt gewissermaßen übel berüchtigt. Aus der Zeit der in Deutschland beginnenden Reformation (1517) erzählt man folgendes Stückchen von der dortigen Anwesenheit des Teufels im eigentlichsten Wortverstande, welches manches zu denken giebt:

Ein junger Mönch dieses Klosters (Gregorius mag er wohl geheißen haben), der als Schaffner mit dem Empfange des Zehnten für dasselbe beauftragt war, war einst in der Christnacht mit dem eingenommenen Gelde hinter den Hochaltar gegangen, um dasselbe nachzuzählen, und er hatte seiner Gewohnheit gemäß sein Hündlein bei sich. Da trat plötzlich der Teufel

herzu, und ohne Ansehen des heiligen Ortes, sowie des heiligen Gewandes, packte er den jungen Mönch, schleppte ihn hinter dem Altar hervor und verbrannte ihm mit höllischem Feuer die Hand, womit er eben das Geld gezählt hatte. Die Mönche, welche den nächsten Morgen zur Frühmesse in die Kirche kamen, fanden Jenen in einem kläglichen Zustande, und die verbrannte Hand verbreitete einen solchen Gestank, daß sie schon um dessentwillen abgenommen werden mußte. Das Hündlein aber fanden die Mönche todt.

(v. Tettau, Volkssagen Preußens, Nro. 129, Karl II, S. 35, nach einer Danziger Chronik von Alb. Kattenhöver. Danach Grässe II, 579. Poetisch von Garbe, S. 79.)

39. Der Marienbrunnen.

Von der Birgitten-Kirche (weniger richtig Brigitten- oder Brigittiner-Kirche, sonst auch gewöhnlich Nonnenkirche genannt), wird erzählt, daß dort schon früher eine Marien-Kapelle gestanden habe, zu deren Erbauung Folgendes die Veranlassung gewesen sei. Es habe sich dort eine Heilquelle befunden, der Marienbrunnen genannt; die heilige Jungfrau selbst sei einst (um 1204) einigen Jungfrauen erschienen und habe sie zum Bau einer Kapelle daselbst aufgefordert, und diese sei durch Sammlung von Beisteuern auch wirklich errichtet worden. Daneben hatten Schwestern vom Orden der Büßerinnen unter dem Schutze der hl. Maria Magdalena schon früh ein Kloster, welches namentlich gefallenen Mädchen zur Buße und Besserung Zuflucht bot. Der Brunnen scheint seine Heilkraft oder den Glauben an dieselbe mit der Zeit eingebüßt zu haben; doch war er noch bis zum Abbruche der Klostergebäude vorhanden, sehr tief und wasserreich.

(Löschin, Danzig u. s. Umg. III, S. 109. Garbe, S. 23.)

40. Die heil. Birgitta und ihr Orden.

Jene Kapelle der Jungfrau war um das Jahr 1400 verfallen, diente aber noch in ihrer letzten Zeit vorübergehend einem besonderen Zwecke, als im Jahre 1374 der Leichnam der hl. Birgitta aus Rom über Danzig nach Schweden gebracht wurde. Die Heilige, geboren aus dem erlauchten Geschlechte der Brahe in Schweden, eine Tochter Birger Peterson's, heirathete den Edelmann Ulf Gudmarson. Als dieser in den Orden der Cistercienser getreten und bald darauf gestorben war, beschloß auch sie, das klösterliche Leben zu erwählen; sie lebte erst eine Weile unter Mönchen in Schwe-

den*), und stiftete alsdann im Kloster Wadstena 1344 einen Orden, welcher 1363 eine feste Regel und den Namen der Birgittinerinnen erhielt.**) Sie wallfahrtete später nach Rom und nach dem heiligen Lande, und starb in Rom 1373. Als ihre Tochter, die hl. Katharina, die Gebeine der Mutter von Rom nach der Heimath bringen ließ, um in dem Kloster Wadstena beigesetzt zu werden, kam der Zug auch durch Danzig und rastete im Nonnenkloster der Birgittinerinnen, das damals in schlechtem Zustande war. Dieser schlechte Zustand und der heilige Besuch (canonisirt wurde Birgitta 1391) veranlaßte den damaligen Hochmeister des deutschen Ritterordens, Konrad von Jungingen, die Kapelle abbrechen und 1396—1402 statt deren eine ansehnliche Kirche nebst Kloster erbauen zu lassen, welche im wesentlichen noch jetzt als Pfarrkirche besteht. Durch eine Mauer geschieden, lebten in dem Kloster zugleich Mönche (vom „Orden des Weltheilandes") und Nonnen unter großer Theilnahme der Bevölkerung, wie die zahlreichen und bedeutenden Schenkungen erwiesen. Aber der reiche Besitz (Schidlitz, Nonnenacker u. s. w.) machte die Bewohner und Vorsteher übermüthig. Dazu kam die Reaction in kirchlicher Beziehung, namentlich seitdem die Jesuiten immer wieder, wenn gleich immer vergeblich, versuchten, als Beichtväter der Nonnen den ihnen versagten offiziellen Eintritt in die Stadt zu gewinnen. So wurde das Kloster für den Danziger Rath eine Quelle von Streitigkeiten und Verlegenheiten, und die Geschichte der Stadt weiß viel davon zu erzählen.

(Löschin, am angef. O., S. 102 und 110, und in der Gesch. von Danzig).

41. Der Ring der hl. Birgitta.

Die Heilige trug stets an ihrem Finger ein Ringlein von rothem Golde, das strahlte Tag und Nacht wie eine Sonne. Als nun ihr Leichnam in Danzig in dem genannten Kloster einstweilen niedergesetzt war, da löste sich jenes Ringlein von ihrem Finger und strahlte gar hell ihr zu Häupten, wie ein goldener Heiligenschein. Als nun ihr zu Ehren das neue Kloster erbaut und benannt war, wurde die Satzung gemacht, daß jede Nonne

*) Damit hängt wohl zusammen, daß sie mit Zustimmung des Papstes einen Orden von Mönchen und einen von Nonnen unter einem Dache vereinigte, die einander freilich nie zu sehen bekamen.

**) Unendlich oft und noch bis auf den heutigen Tag, hat eine Verwechselung der h. Birgitta stattgefunden mit der h. Brigitta.

desselben ein goldnes Ringlein erhielte und stets bis zu ihrem Tode am Finger trüge.

Garbe, S. 38. — Als der bigotte König Sigismund III. eine Menge Reliquien aus der Danziger Marienkirche zum Geschenk erhielt, um seinen Zorn gegen die Stadt zu besänftigen, soll er bei der Gelegenheit von den Birgittiner-Nonnen (1594) auch den Ring der hl. Birgitta, welchen jene bewahrten, für eine ansehnliche Summe angekauft haben.)

42. Die Dominikaner-Kirche.

Nach ihrer Bauart zu schließen, namentlich nach dem Giebel mit 9 kreisförmigen Oeffnungen und dem sehr plumpen Thurme (der übrigens wie bei Klosterkirchen allgemein nur ein sog. Dachreiter ist und aus der Mitte der Kirche etwas seitwärts aufsteigt), ist diese Kirche sehr alt, wohl von allen die älteste. Schon im 12. Jahrhundert soll ein pommerellischer Fürst dem h. Dominikus hier eine Kapelle gebaut haben, auf die Mahnung des h. Hyacinthus, welcher ein Neffe des Krakauer Bischofs war, den hl. Dominikus in Italien kennen gelernt und sich ihm als Schüler angeschlossen hatte. Die Kirche wurde 1227 dem Orden desselben übergeben und erhielt 1260 vom Papste einen umfassenden Ablaßbrief, welcher Veranlassung zu großem Zusammenflusse am Festtage des Heiligen (5. August) und zu einer ansehnlichen Messe ward, die als weniger bedeutender Jahrmarkt noch besteht. Die stattliche Kirche oder vielmehr das dazu gehörige sehr geräumige Kloster an dem Ende der Rechtstadt, spielte oft eine gefährliche Rolle in der Geschichte Danzigs, indem dort öfters Verschwörungen der polnischen (meist fanatisch katholischen) Bevölkerung gegen die Stadtregierung angezettelt wurden, z. B. schon 1456 der Kogge'sche Aufruhr. Mehrmals wurde das Kloster wegen Verdachtes der Verrätherei, z. B. 1577 des Einverständnisses mit dem die Stadt belagernden Stephan Bathory, vom Pöbel erstürmt, geplündert und arg mitgenommen, auch längere Zeit der Orden gänzlich vertrieben. Während die Dominikanermönche (auch Prediger-M. oder schwarze M. wegen ihrer Kutten benannt) im Mittelalter als Domini canes, d. h. Spürhunde des Herrn (und der Inquisition) bezeichnet, und zu den am meisten von Fanatismus erfüllten Ordensgeistlichen gerechnet wurden, trat 1524 aus ihnen jener milde, aber eifrige Reformations-Prediger Pancratius Klemme hervor, der bald zu noch größerer Wirkung vom Rathe an die Ober-Pfarrkirche berufen wurde.

(Löschin, Danzig und p. III, S. 104 ff.)

43. Die Katharinen-Kirche.

Nur auf der Sage, nicht auf historisch sicheren Quellen, Documenten und dgl. beruht die Nachricht, daß die St. Katharinen-Kirche als Pfarrkirche des ältesten deutschen Theiles von Danzig, der „Alten Stadt," schon 1185 von dem pommerellischen Fürsten Sobieslaw (Subislaus), dem angeblichen Gründer von Oliva, erbaut sei; urkundlich wird sie erst 1263 erwähnt. Sie erhielt viele Veränderungen und Vergrößerungen, und da ihr Sprengel sich fast Meilen weit außerhalb der Stadt erstreckte, so darf man sich nicht wundern, daß an dieser Kirche, deren Predigerstellen in unserer Zeit von 3 noch auf 2 (nichts weniger als reichdotirten) reducirt sind, einst 14 Domherren und 80 Priester für den Hochaltar und für 17 kleinere unterhielt. Der Thurm, 1329 erbaut, glich anfänglich dem der Johanniskirche, erhielt aber 1634 die zierlichere Form mit 5 buntgegliederten Spitzen, deren mittelste am höchsten hervorragt.

(Löschin, am angef. O., III, S. 88.)

44. Das Glockenspiel zu St. Katharinen.

Dies läßt sich auf der Altstadt recht oft, und für Manchen öfter als ihm lieb ist, vernehmen. Gestiftet ist es von dem altstädtischen Rathsherrn Andr. Strudel 1728, und die 35 Glocken sind von Derk zu Horn in den Niederlanden gegossen. Das ganze Werk mit umfangreichem Mechanismus kostete 30,000 Gulden. Nicht genug, daß es, wie das andere auf dem Rathsthurme, vor dem Glockenschlage der vollen Stunde eine Choral-Melodie ertönen läßt, bringt es auch zu halben und zur Viertelstunde entsprechend kleinere Bruchstücke zu Gehör, und ohne Mechanismus, durch Menschenhand angeschlagen, ertönt es auch Vormittags von 11 Uhr eine halbe Stunde lang, und Nachmittags von 5 Uhr ebenfalls eine halbe Stunde. Ja noch mehr: ein vielfach kranker Rathsherr Waasberge, welcher wohl ohnehin mit seinen holländischen Landsleuten die außerordentliche Liebe für solche Glockenspiele theilte, wollte sich in den Anfällen der Gicht eine Erholung oder Zerstreuung machen, und sorgte, daß kleinere Glocken sogar jede halbe Viertelstunde sich hören ließen. Das hier auf dem Katharinen-Thurme befindliche Werk ist eines der ältesten und eines der umfangreichsten zugleich.

(Löschin, am angef. O., III, S. 89 u. 50.)

45. Kirche und Kirchhof zum heil. Leichnam.

Diese Kirche ist in kleinem Maßstabe schon 1400 erbaut und wird zuerst 1440 erwähnt. Hier auf dem Kirchhofe, nachdem die Hospitalsgebäude daneben wegen der drohenden Belagerung 1250 abgebrochen waren, hielt Jakob Hegge, auch Finkenblock genannt, seine einflußreichen Reformations-Predigten weiter, die er auf Gertruden-Kirchhof unweit des Petershager Thores begonnen hatte. Hier auf dem heil. Leichnamskirchhofe, einem der schattigsten und schönsten der Stadt, wurde auch später im Freien Gottesdienst gehalten und gepredigt, und 1685 wurde das Gestühle („Sommerlaube") erbaut, so wie 1707 die sogen. Feldkanzel draußen an der Kirche.

(Löschin, am angef. O., III, S. 101.)

VI. Sagen von weltlichen öffentlichen Gebäuden.

46. Vom Rathhause der Rechtstadt.

Es fehlen leider manche wünschenswerthe Angaben über dessen Bau und die allmählichen Veränderungen*); auch hat die Sage dafür nichts Wesentliches als Ergänzung gebracht. Sagenhaft klingt allerdings z. B. die Nachricht einiger Chronisten vom Jahre 1507, die den Thurm des Gebäudes betrifft. Dieser, jetzt durch seine schlanke zierliche Form auffällig und neben dem dicken ungegliederten Thurme der Pfarrkirche um so mehr eine Zierde der Stadt, war in einfacherer Gestalt und viel geringerer Höhe seit 1465 gebaut und wurde 1556 durch Feuer beschädigt, dann aber seit 1560 hergestellt und sodann zu der jetzigen Höhe und Zierlichkeit gebracht. Also jenen älteren Thurm (so erzählt man vom Jahre 1507) erstieg bei einem Volksfeste ein Schiffer Ebert Moor ohne jedes Gerüste von außen und setzte dem damals oben befindlichen Wetterhahne seinen Hut auf. Und von einem venetianischen „Leinenflieger" erzählen die Chroniken beim Jahre 1546, er sei bei ähnlicher Gelegenheit von der Spitze jenes Thurmes an einem Seile bis auf den Langen Markt „herabgeschwebt".

(Löschin am angef. O., S. 51. Anm. 2. Garbe, S. 74.)

*) Dies Bedauern spricht auch der verstorbene Stadt-Archivar Dr. Bößörmeny aus in seiner betreffenden Abhandlung, im Programm der Petri-Realschule 1879.

48. Die Löwen am Rathhause.

Die mächtige Steintreppe vor demselben ist ein neues und ganz achtungswerthes Werk des Bildhauers Eggert, sammt dem Portale 1738 gefertigt; die stützenden riesigen Telamonen sind besonders wohlgelungen. Merkwürdiger Weise sind die Löwen, die oben am Portal das Stadtwappen halten, nicht nach sonstiger Weise heraldisch, d. h. symmetrisch dargestellt, sondern beide nach dem hohen Thore hingewendet. Man hat schon damals und oft auch später über diese Anordnung viel gegrübelt und gewitzelt. Ein bloßes „Versehen" des Künstlers anzunehmen, erscheint unzulässig, und so wird wohl nur die Wahl bleiben zwischen den zwei Meinungen: entweder daß der Erbauer nicht genug Respect vor der Heraldik hatte, um sich nicht in diesen Zeiten eine Abweichung zu gestatten, oder daß darin eine absichtliche schmeichelnde Beziehung zu einem einziehenden Potentaten 2c. liegen sollte, als wenn die Wappenthiere sich neugierig beide nach ihm umschauten.
(Löschin, am angef. O. III, S. 51, Anm. 2, wo die Ansicht von dem „Versehen" aufgestellt ist.)

48. Der Artushof in Danzig.

Die Sage von einem Könige Artus (Arthur) von England, von den Rittern seiner „Tafelrunde" und von den Thaten derselben muß in Preußen, namentlich im Weichsellande, vielen Anklang gefunden haben, und führte in den größeren Städten Danzig, Elbing, Thorn zur Nachahmung unter völlig andern Verhältnissen. Da diese Gebäude den Junkern (Jungherren), d. h. den lebenslustigen jüngeren Kaufleuten, vorzugsweise zu heiteren und festlichen Zusammenkünften dienten, so wurden sie auch (wie noch jetzt in Königsberg) Junkerhöfe genannt. Elbing hat den seinen längst nicht mehr, der in Thorn existirt eigentlich nur dem Namen nach. Der einzige nur unwesentlich veränderte Artus- oder Junkerhof ist der in Danzig, zuerst zur Zeit der höchsten Blüthe des Handels 1370—79, dann nach einer Feuersbrunst 1477 neu erbaut und an der Vorderseite 1552 geschmückt, innen fast überladen mit einem höchst mannichfachen Chaos größerer und kleinerer Werke der bildenden Künste. Sie dienten namentlich als „Wahrzeichen" der Stadt, um gereiste Handwerksburschen darüber zu examiniren und festzustellen, ob sie wirklich ihrer Aussage gemäß in Danzig gewesen waren. So besonders der kolossale 38 Fuß hohe Ofen in der Ecke rechts, welcher auch die Eigenheit hat, daß seine Fugen in ungewöhnlicher Art von unten bis oben fortlaufen und gerade Linien bilden. Geziert ist derselbe mit bunten

Porträts der sächsischen Kurfürsten-Familie aus der Zeit der Reformation, und unten zeigt er einen plumpen Witz voll echt hanseatischer Derbheit à la Eulenspiegel. Wird nämlich ein unkundiger Fremder aufgefordert, die Breite des Ofens, mit den ausgespannten Armen zu messen, so trifft sein Mund in der Mitte unfehlbar auf den ausgestreckten blanken Hintern des Mannes daselbst, der gewiß nicht mit Unrecht als Till Eulenspiegel bezeichnet wird. Und ganz oben befindet sich ein Weib, welches sich rückwärts im Spiegel beschaut.

(Berckenmeyer, Curieuser Antiquarius I, S. 892, Garbe, S. 86. Grässe II, 581. Von einem daselbst erwähnten Ritter im Eisenharnisch im „Zeughause am Artushofe", der innen einen Mechanismus hatte, so daß er auf Geheiß des Zeugmeisters die Augen verdrehte und allerlei Uebungen mit dem Schwerte machte weiß die neuere Zeit nichts mehr.) — Vgl. San Marte (A. Schulz) die Arthussage, Quedl. 1842. Böddicker die Gesch. des Königs Arthur, aus einer Chronik im Brit. Mus., in Herrig's Archiv f. neuere Spr. 1873, Band 52. Paulin Paris, Les romans de la Table-Ronde, Paris 1868 f. — König Artus figurirt auch neben Theodorich und Maximilian unter den 28 bronzenen Ahnenbildern des Hauses Habsburg in Innsbruck, und wird in dem Entwurfe zu einem andern Standbilde in einem Manuskript der Wiener Hofbibliothek „Kunig zu Engellandt u. Grawe zu Habsburg" genannt. In Danzig in dem Sommer-Sitzungssaale des Rathes sehen wir über der Thür ein Bild von Isaak von dem Blocke (1611), darstellend die schon durch Plutarch (de garrul.) bekannte Parabel, wo ein sterbender Vater hier König Artus) seinen Söhnen die Vortheile der Einigkeit an den zusammengebundenen und sodann vereinzelten Stäbchen demonstrirt.)

49. Das jüngste Gericht im Artushofe.

Obwohl dies Bild sehr der Rede werth ist, seine historische Bedeutsamkeit und auch seine Sage hat, ist es doch weit weniger bekannt als das viel ältere bereits in No. 31 erwähnte in der Marienkirche. Seine Figuren sind kolossal, und an Umfang übertrifft es jenes bei weitem; es bedeckt die ganze oben zugespitzte Wandfläche zur Rechten des Eintretenden bis gegen die Mitte hin, und ist ein Werk des um 1620 hier verstorbenen Künstlers Anton Möller, geb. zu Königsberg 1560. Über dessen Leben ist sonst wenig bekannt; um so leichter konnte sich die Sage desselben bemächtigen. Manche haben ihn einen Schüler von Rafael oder von Rubens genannt; richtiger ist wohl, daß sich in seinen Werken eine vortheilhafte Verschmelzung der späteren italienischen oder florentinischen Schule mit der niederländischen zeigt. Seine Auffassung des jüngsten Gerichtes ist eine völlig originelle und stimmt ebensowenig mit den sonstigen nicht seltenen Bildern des Inhaltes, wie mit dem in der Pfarrkirche überein. In allegorischen Figuren erscheinen hier bei dem Rufe zum Gericht die verschiedenen Laster und Gebrechen, sowie die Tugenden, auch ohne Beischrift durch die charakteristische Darstellung genugsam kenntlich. Seinen Plan zu dem

kolossalen Bilde scheint der Künstler mehrmals geändert zu haben, und ein abweichender Entwurf befindet sich in der von Kabrun stammenden städtischen Bildersammlung. Auf dem ausgeführten sieht man den Weg zur Hoffnung (des Heils) schwach besucht, auf dem zum Himmel die hervorragendsten Tugenden. Ueberwiegend ist die Menge der Laster und Sünden, in deren Mitte die Weltlust (Mundus) in üppigster Gestalt sich gelagert hat, scheinbar gleichgültig gegen die Ladung zum Gerichte. Aus der Ferne zieht eine Menge von Sündendienern, die ihn ebenfalls noch nicht vernehmen, zu Schiffe, zu Roß, zu Wagen und zu Fuße herbei zum Dienste der Weltlust, durch einen Triumphbogen, der von Freudenfeuern hell beleuchtet ist. Das Gemälde, seiner Natur nach allegorisch, macht durch die correcte Zeichnung der zahlreichen und zum Theil gewaltigen Figuren, durch treffliche Charakteristik in Stellungen und Mienen, so wie durch frisches fast noch unverändertes Colorit, einen ungewöhnlichen, ja überwältigenden Eindruck und verdient den Namen eines Meisterwerkes, das man gerne wiederholentlich und immer mit neuem Genusse betrachtet. Jetzt sieht man unter demselben während der Börsenzeit in allerdings weniger verwandter Art sich das Treiben des Getreidemarktes entfalten, da seit 1742 die prachtvolle und vielgeschmückte Halle mit ihren 4 uralten Granitpfeilern (angeblich vom Ritterschlosse her) als Börse dient.

Eine Sage nun erzählt: Als der noch unbekannte Maler sich bei einer Festlichkeit im Artushofe befand und die Tochter des Bürgermeisters zum Tanze aufforderte, sei er von ihr schnöde abgewiesen worden. Um sich zu rächen, malte er sie auf seinem Bilde als Laster ab. Oder nach anderer Erzählung soll er ein damals hochansehnliches Mitglied des Rathes in solcher Weise dem Spotte preisgegeben haben. Als man ihm dafür zu Leibe wollte, nahm das Volk für ihn Partei, und es kam zu einem Auflauf und heftigen Scenen. Dennoch sei er für seine satirische Künstler-Laune eigenthümlich bestraft worden, indem er vom Rathe gezwungen wurde, unter den Unseligen, die auf einer Art Fähre als zum Höllenpfuhl hinabfahrend dargestellt sind, auch seine eigne Gestalt anzubringen, so daß er an der Palette kenntlich sei. Das habe er auch gethan, aber der Schalk habe, was ihm nicht verboten werden konnte, einen Engel hinzugefügt, der mit einem Haken das Fahrzeug von der Höllenfahrt zurückhält. Dieser Engel soll die Züge seiner Braut erhalten haben, was auch ja wohl eine allegorische Deutung zuläßt, die zu dem Charakter des Ganzen nicht übel stimmt. Gemalt ist das Bild anno 1601.

(Löschin, Danzig p. III, S.164 Anm. Garbe, S. 98. Eine hübsche ausführlichere novellistische

Behandlung findet man (von Prof. Aug. Hagen?) in einem zu Königsberg erschienenen Preußischen Volkskalender. — Von demselben Anton Möller befindet sich noch ein Jüngstes Gericht (nach der Meinung von Schultz) an dem Grabmale der Anna Grunau (1595) in der Katharinenkirche.)

50. Der Ritter St. Georg.

Er spielt wie St. Reinhold eine wesentliche Rolle nicht in der wirklichen äußeren Geschichte der Stadt, aber desto mehr in der Lokalsage und besonders im geistigen Leben der Bevölkerung. Der Ritter St. Georg, auch der Märtyrer genannt, war nach der christlichen Legende um 350 n. Chr. ein Prinz in Kappadocien (Klein-Asien) und rettete eine Königstochter Aja vor einem gräulichen Drachen, dem sie zum Opfer werden sollte. Nach andrer Erzählung war er ein Sohn eines Markgrafen von Palästina, überließ sein Erbe seinen Brüdern und ging nach Constantinopel zum heidnischen Könige Dacianus, um ihn zum Christenthume zu bekehren, wurde aber von diesem 7 Jahre lang im Gefängnisse gehalten, gemißhandelt und endlich (383) getödtet. Der Mörder wurde dafür vom Feuer verzehrt, Georg's Seele aber vom Erzengel Michael in den Himmel erhoben. Oft ist jene Erlegung des Drachen oder Lindwurms, besonders im Abendlande, allegorisch als Besiegung der Widersacher der christlichen Kirche aufgefaßt worden, und unzählig sind seine Bilder in Stein, Holz, Malerei ꝛc. an den verschiedensten Orten. Deßgleichen haben im Mittelalter eine Menge von Brüderschaften und Verbindungen ihn, als jugendlichen Helden hoch zu Roß und in Erlegung des Drachen begriffen, zu ihrem Symbole erwählt. Für England und Genua ist er Schutzpatron, und ihn enthält das Mittelschild des moskauisch-russischen Wappens. So sah man auch sein in Kupfer getriebenes Bild mit dem Lindwurm zu seinen Füßen, welches, als jedem gereisten Handwerksburschen sehr wohlbekanntes Wahrzeichen der Stadt, auf der jetzigen Hauptwache am Langgasser Thore stand. Dies war nämlich der Sammel- und Vergnügungsort der Danziger St. Georgen-Bruderschaft, aus Großhändlern bestehend, welcher schon vor 1487 vorhanden gewesen, dann aber in den Jahren bis 1494 neu errichtet wurde. Auf dem Hofe (nach dem Zeughause hin) schoß man mit „dem Armbrust" (urspr. einem stählernen Bogen); in dem Saale vergnügte man sich mit Trinken, mit der „Pylchentafel", wohl einigermaßen dem Billard ähnlich, mit dem Bretspiele u. dgl. Das würdige Gebäude verlor durch zu weit getriebene Sparsamkeit der städtischen Behörden vor einem halben Jahrhunderte (1832) den Schutzheiligen sammt dem Thürmchen, auf dem er stand; das Innere des Gebäudes wurde zu verschiedenen praktischen Zwecken verunstaltet und harrte

bis 1882 vergebens der Erlösung; endlich gelangte der metallne Georg an seinen eigentlichen früheren Ort. Im Artushofe ist der jugendliche Held wie vorhin bezeichnet in sehr altem Schnitzwerke zu sehen.*) Eine St. Georgen-Kapelle nahe dem Elisabeth-Hospitale wurde den Karmeliter-Mönchen bei ihrer Versetzung aus der Jungstadt 1463 eingeräumt und bald von ihnen zu einer ansehnlichen Kirche erweitert, wogegen eine kleine demselben Heiligen geweihte Kapelle ganz nahebei unbenutzt zerfiel.

(Löschin, Danzig u. s. Umgeb., III, S. 58 f. 108 f. 166.)

---

*) Auch in den Artushöfen zu Elbing und Thorn stand ein Ritter St. Georg. Löschin, daselbst S. 155. Plastische Darstellungen des Heiligen schuf das Mittelalter in großer Zahl, und zum Theil treffliche: ein besonders schönes Reiterbild in Erz befindet sich auf dem Hradschin zu Prag, 1373 auf Befehl Kaiser Karl's VI. verfertigt von Martin und Georg v. Klussenbach, (das älteste derartige überhaupt in Deutschland), ferner das im inneren Haupt-Portale des Domes zu Regensburg und an dem zu Basel. Unter den Relief-Darstellungen nennt man als besonders ausgezeichnet die am West-Portale der Liebfrauen-Kirche zu Eßlingen.

Vgl. v. Gutschmidt's Untersuchungen über die Georgs-Sage als Beitrag zur iranischen Mythengeschichte (Verhandl. der k. sächs. Gesellsch. der Wiss. zu Leipzig 1862; II, S. 175—202): Die ursprüngliche griechische Sage steht in den Actis Sanctorum, Apr. tom. III, p. 9—15, und ist nach Papenbroch S. 162 erst im 6. Jahrhundert abgefaßt. Kaiser Diocletian berief auf ein Apollo-Orakel sämmtliche Statthalter, besonders des Orientes, wegen der Christen, und erließ Decrete zu deren Verfolgung. Georg, von vornehmen christlichen Eltern in Kappadocien geboren, ging nach ihrem Märtyrertode nach deren Heimath Palästina, zeichnete sich als Kriegsmann aus und zog mit der großen Erbschaft seiner Mutter an den Hof Diocletians. Als Christ erkannt, wurde er den schrecklichsten Martern überantwortet, ohne jedoch von seinem Glauben abwendig gemacht zu werden. Dann that er Wunder, wurde von Diocletian zum Tode verurtheilt, ging aber vorher in den Tempel des Apollo, stürzte die andern Götzenbilder um und zwang den bösen Geist im Apollo-Bilde, sich als einen solchen, einen Teufel zu bekennen. Aber obwohl die Kaiserin Alexandra sich für den Heiligen erklärte und ihm zu Füßen fiel, änderte sie des Kaisers Entschluß doch nur dahin, daß sie mit Jenem zum Tode gehen sollte. Sie starb auf dem Wege zum Richtplatze; Georg ging standhaft und Gott lobend in den Tod, den er am 23. April erlitt. Diese griechische Legende machten spätere Legendenschreiber wie Simeon Metaphrastes mit Aenderungen weiter bekannt, und Aloysius Lipomanus übersetzte sie (mit falschem Titel) ins Lateinische. Außerdem existirt eine lateinische Legende, angeblich von seinem Diener Pasikras herrührend, in einigen Handschriften, ist aber auch bei Papenbroch nicht abgedruckt; da wird an Diocletians Stelle der persische Kaiser Dacianus, „Herr über die 4 Himmelsgegenden," genannt. Er versammelte die 72 Könige der Erde und gebot ihnen, die Christen auszurotten. Georg, geboren in Kappadocien, hat dort nach dieser Legende noch gräßlichere Qualen des

51. Das Grüne Thor.

Es erscheint fast wie eine Sage, zu hören, daß dieses große Thorgebäude mit 3 Durchfahrten, früher geziert mit dreifachem Giebel, sammt zahlreichen Nachbargebäuden in der Röpergasse als Absteige-Quartier für den König von Polen und seine Hofhaltung von der Stadt erbaut ist. Aber was 1454 versprochen und dann auch ins Werk gesetzt war, zeigte sich zwei Jahrhunderte später (1654), als es zum ersten Mal für die durchreisende Braut des Königs zum Nachtquartier dienen sollte, als gänzlich unbefriedigend, und seitdem wurden die Räume zu vielerlei anderen Zwecken benutzt. — Trotz mannichfacher Veränderungen des Anstriches hat es den Namen „Grünes Thor" in neuerer Zeit stets behalten; in älteren hieß es

---

Martyriums zu erleiden, welche die excentrische Phantasie des Erzählers erfindet. Eine nebst 40,000 Menschen bekehrte Kaiserin Alexandra erscheint auch in dieser Legende. Nach einer moslemitischen Sage ward Gergis vom Könige Mausil, den er bekehren wollte, zweimal hingerichtet, aber durch Gott immer wieder belebt, endlich verbrannt, und seine Asche in den Tigris geworfen. — Die Orientalen und Russen stellen den Heiligen meist als Trophäenträger zu Fuß dar, die Abendländer zu Roß mit dem Schwerte, später mit der Lanze in der Hand, den Lindwurm erlegend, in der Nähe oft ein schönes Weib, um dessen Befreiung es sich handelt. Diese Geschichte stammt wohl aus dem Legendenbuche von Jakobus de Varagine (c. 1290). und ist augenscheinlich eine Reproduction der alten Mythe von Perseus und Andromeda. Andre arabisch-syrische Fassungen der Legende, auf denen auch das lateinische Gedicht des Venantius Fortunatus (c. 570 nach Chr.) beruht, müssen als zu weit führend übergangen werden, namentlich die Verzweigung dieser Sagen mit denen von Mithras, von Elias, von Chidre. Mehr und mehr wurde der hl. Gregor im Abendlande zum Symbol und Vertreter der streitenden christlichen Kirche, der Ecclesia militans, zunächst im Kampfe gegen den Lindwurm des Heidenthums, dann aber auch gegen alles Antikatholische. Wie die römischen Krieger später den persischen Mithras, ehrten sie auch den h. Georg als Symbol christlichen Heldenthums seit Kaiser Constantin ja es bildete sich sogar unter den Auspizien des Heiligen eine Art Orden mit verschiedenen Graden, Prüfungs-Ceremonien und imitirtem Martyrium, so daß er auch Schutzpatron von kriegerischen Verbindungen, von Schützenbruderschaften ꝛc. wurde. Die Kirche, um dem reißend überhand nehmenden orientalischen Mithras-Cultus entgegenzuwirken, begünstigte in jeder Weise die Verehrung des h. Georg, und schon Constantin erbaute ihm in seiner neuen Residenz eine Kirche auf der Stätte eines Hera-Tempels.

das „Koggen-Thor“ und so auch es die fortsetzende Brücke zur Speicher-Insel, ein Name der uns auch in Elbing und Königsberg begegnet. Schon letzterer Umstand hindert, den Namen von dem Empörer Martin Kogge in Danzig herzuleiten, aus dessen eingezogenem Vermögen angeblich der Bau bestritten sei. Dieser Kogge, ein reicher, ehrgeiziger Bürger, wohnte an dem sog. Koggen- oder Kogen-Zipfel, nahe der Dominikaner-Kirche. Er trat heimlich in Unterhandlung mit dem vertriebenen Orden, um ihm die Rückkehr zu ermöglichen, indem er (nach einem nicht übel ausgedachten Plane) den Rath beseitigen und selbst die Regierung in die Hand nehmen sollte. Als begeisterter Demagoge suchte er Volk und Geistlichkeit für sich zu gewinnen, berief die Schuhmacher und dann die Aelterleute der andern Gewerke ins Dominikaner-Kloster zu einer Versammlung, in der er die Lage der Bürgerschaft als höchst beklagenswerth schilderte. Dann zog er mit einem großen Volkshaufen vors Rathhaus um den Rath mit Vorwürfen zu überhäufen und einige obrigkeitliche Personen zu verhaften. Aber die ruhige Festigkeit des Bürgermeisters Niderhof und dessen gewandte Gegenrede bewirkten, daß gegen Entlassung einiger vorzugsweise verhaßter Bürgermeister und Rathsherren die Bürgerschaft Ruhe gelobte und sich eidlich verpflichtete, zu keinem verrätherischen Plane für Zurückführung des Ordens die Hand zu bieten. Nur Kogge ergab sich nicht; durch Niderhof mehr und mehr entlarvt und behindert, verlor er immer mehr das Vertrauen seiner Anhänger, ging von Danzig nach Neuteich, um mit dem Orden besser verhandeln zu können, und vernahm bald, daß von seinen zurückgebliebenen Genossen mehre zur Abschreckung in Danzig hingerichtet waren. Er entwich weiter bis nach Leba, wurde aber dort ergriffen und als Hochverräther grausam hingerichtet.

Ebenso wenig Grund hat die Ableitung von kog statt hoch, da sich durch Höhe weder das Thor noch die Brücke auszeichnet. Am wahrscheinlichsten ist die Herleitung von dem Appelativum Kogge, welches eine Art von Fahrzeugen bezeichnet, welche dort am zahlreichsten des Getreidehandels wegen anzutreffen waren, wie die Brücke denn auch in lateinischen Berichten frei übersetzt pons liburnus (st. liburnorum) genannt wird. Seit der Erneuerung 1568 heißt sie immer die „Grüne Brücke.“

(Löschin, am angef. O. III, S. 38 u. 105 und Gesch. D. I. S. 111 —113.)

52. Das alte Zeughaus.

Dies charakteristische und merkwürdige Gebäude, merkwürdig schon wegen der unsymmetrischen und doch scheinbar symmetrischen Bauart seiner

Fenster, reich geziert mit Giebeln, Eckthürmen und Steinfiguren, 1605 erbaut, und lange mit Sehenswürdigkeiten aller Art wie mit Kriegsmaterial gefüllt, dient jetzt nur für letztere Zwecke. Sehenswerth ist darin für die Meisten nur eine außerordentlich künstlich gebaute steinerne Wendeltreppe. Außerdem fällt an der Seite nach dem Kohlenmarkte neben dem Theater unter den steinernen Figuren die eines geharnischten Mannes auf. Vielleicht bedeutet sie ganz einfach nur Mars; aber die Neigung zur Bildung historischer Sagen hat eine andere Deutung bevorzugt: Unter der Regierung des Königs Stephan Bathory sollte ein zum Tode verurtheilter riesiger Moldauer (?) hingerichtet werden. Nachdem man vergebens nach einem Henker für denselben gesucht, fand man endlich einen Kosaken dazu bereit, und darum sei die Handlung in Stein verewigt worden!

(Löschin, am angef. O. III, S. 54.)

53. Das Gouvernementshaus.

Es ist ein modernes, nicht unschönes einstöckiges Gebäude mit 2 Flügeln, 1759 von dem polnischen Grafen Mnisczek durch einen italienischen Baumeister errichtet. Man erzählt, der reiche Bauherr habe nur ein einziges Mal auf der Durchreise eine Nacht in dem Palaste zugebracht. Das Gebäude verfiel, wurde von einem Kaufmann billig erstanden, hergestellt und für das Fünffache an den Fiskus verkauft, der es für den Gouverneur ausstattete. In fürstlicher Weise mußten dies nicht lange nachher die Danziger mit großen Kosten für den französischen Gouverneur Rapp thun.

(Löschin am angef. O. III, S. 54.)

VII. Sagen von einigen Privathäusern Danzig's.

54. Die Pferdeköpfe.

Danzig hat zu einer Zeit, wo die Sagenbildung nicht mehr lebhaft vor sich ging, nämlich im 17. Jahrhundert, im wesentlichen durch Um- und Neubau seinen jetzigen oft bewunderten, merkwürdigen, nur (wie schon bemerkt) unverständiger Weise für sehr alt betrachteten architectonischen Charakter erhalten. Daher giebt es hier nur wenige Sagen, die sich an Privatgebäude knüpfen, wie z. B. die folgende:

Als die Reformation aus Deutschland auch nach Danzig gedrungen war gab es namentlich unter den gebildeten und vornehmen Bewohnern der Stadt bald viele Bekenner der neuen Lehre, während andere sich der

eindringenden „Ketzerei“ mit aller Gewalt widersetzten. Zu den letzteren gehörte ein alter Rathsherr, der sich allen Neuerungen stets, auch in den Sitzungen des Rathes, abhold zeigte. Als einst von der Abtretung einer Kirche in Danzig an den „neuen Glauben“ verhandelt wurde, ereiferte er sich wieder sehr und äußerte: „Jene Irrlehren würden bald wie Spreu vor dem Winde zerstieben; er glaube an ihre Dauerhaftigkeit ebenso wenig, als er glaube, daß beim Nachhausekommen seine beiden Schimmel von der Spitze des Hauses ihn wiehernd begrüßen würden.“ Als aber nach aufgehobener Rathssitzung der alte Herr in die Jopengasse kam, wo sein Haus stand, und siegesfroh nach dem Giebel hinauf schaute, da sah er — o Wunder! seine beiden Schimmel wirklich die Köpfe emporstrecken, indem sie ihm laut entgegenwieherten. Ob in Folge jener Aeußerung ein Schelmenstreich verübt war, wird von der Sage natürlich nicht berichtet; auch sieht man leicht, wie und wozu sie gemacht ist, nur daß freilich dem klaren Denken des Protestantismus das Sagenhafte im allgemeinen nicht eben sympathisch ist. Im ersteren Falle kannten die Anstifter wohl genugsam den alten Herrn; dieser nämlich ging fortan in sich und wurde aus einem Gegner der neuen Lehre ihr eifriger Anhänger. Zum Gedächtnis seines übereilten Ausspruches und seiner Sinnesänderung ließ er die beiden Pferdeköpfe in Stein nachgebildet auf den Giebel seines Hauses anbringen, wie sie noch zu sehen sind.

(Die Sage ist an mehreren Orten, auch in Magdeburg verbreitet. Karl II, S. 31. Danach Grässe, S. 585. Poetisch behandelt von Thiele in Becker's ꝛc. Volkssagen, S. 14. Vgl. die Kölner Sage von der wieder auferstandenen Frau Richmodis von Aducht, Grässe, II, S. 69.)

55. Die Jopengasse.

Die Namen der Danziger Straßen oder vielmehr Gassen, wie sie fast ohne Ausnahme heißen, sind größtentheils von Gewerben abgeleitet, und so könnte der der Jopengasse vielleicht von den Jopenbrauereien herzuleiten sein, welche das dickliche süße Braunbier brauten, welches dort zur Versendung nach England zur Porter-Bereitung seit Jahrhunderten gebraut wurde und noch heute wird. Doch ist dagegen einzuwenden, daß eine solche Abkürzung, wenn auch in ähnlicher Weise im Munde des Volkes nicht ungewöhnlich*), doch bei den Straßen sonst nicht leicht vorkommt. Da man nun eine Ableitung von Jope (d. i. Jacke) nicht gut für angänglich hält, so ist die von Joppe wenigstens erwähnenswerth in Ermangelung einer

*) Rathsthurm statt Rathhausthurm, ja sogar Rathsuhr statt Rathhausthurmuhr, namentlich Hausschlüssel („Hausenschlüssel“) statt Hausthürschlüssel.

bessern: Seitdem die letzte Hoffnung der Kreuzfahrer, das heilige Land wiederzugewinnen, durch den Fall von Ptolemais zerstört war, zog man statt gegen die dortigen Glaubensfeinde in andere Heidenländer, und die deutschen Ordensritter richteten (auch in Preußen) zu Uebungszwecken Orte ein, die sie mit Namen des heiligen Landes, besonders Jerusalem, Emaus, Bethania, belegten, gleichsam um sich stets an den früheren Hauptzweck ihres Ordens zu erinnern. So könnte wohl der Name der palästinischen Seestadt Joppe (Jaffa) als des gewöhnlichen Landungsortes der Pilger und der Kreuzfahrer in dem der Jopengasse stecken. Schade nur, daß kein gelehrter Thebaner uns eine geistige Brücke zwischen Joppe und Danzig baut, und vollends angiebt, wie jener Name gerade mit dieser einen Straße der Stadt eine nähere Beziehung gehabt habe. Die meisten und größten Brauereien in Danzig befanden sich übrigens nicht hier, sondern in der Hundegasse, welche daher auch anfänglich die Brauergasse hieß.
(Löschin, am angef. O. III, S. 43. Hirsch, Handels- und Gewerbs-Geschichte D. unter dem deutschen Orden, S. 19 f. Brandstäter, Landkr. D. S. 270.)

56. Der Häng-opp.

Wenn man durch das jetzt freigestellte Prachtgebäude des Hohen Thores in die Stadt tritt, so sieht man als erstes Gebäude, am Langgasser Thore, der Hauptwache gegenüber und kürzlich mit diesem altehrwürdigen Bauwerke einigermaßen in architectonische Uebereinstimmung gebracht, ein ansehnliches Privathaus, in welchem sich seit mehreren Generationen eine bekannte Destillation befindet, im Volksmunde „die 3 Grazien" benannt. Ihm schräge gegenüber war eine andere, jetzt bei Veränderung des Thores niedergerissene Destillation, früher „der Häng-opp" benannt. Als Veranlassung dazu wird folgende sagenhafte Geschichte erzählt:

Dort lebte einst ein Doctor (Arzt?), der hatte vom Teufel die schwarze Kunst, d. h. die Goldmacherei gelernt und ihm dafür seine Seele verschrieben. Als nun seine Zeit abgelaufen war und er starb, erschien der Böse, hing ihn wie ein Henker auf und fuhr mit der Seele zur Hölle hinab. Darauf wurde von den Herren des Rathes sein Haus und sein Nachlaß in Augenschein genommen, und da fanden sie viele Säcke voll Gold, und daneben ein großes Buch mit starken eisernen Klammern. Als man dies öffnete, erschien auf dem Titelblatte ein gräuliches Unthier, und darunter war die Abmachung des Doctors mit dem Teufel geschrieben. Sofort nach dem Aufschlagen des Buches fing es an, in dem Zimmer zu poltern und zu rasseln, daß allen Anwesenden die Sinne vergingen, und wie sie bei den

Haaren gefaßt zur Erde sanken. Vergebens beteten sie manch Paternoster und Ave-Maria; durch das Fenster aber schaute der Teufel mit glühenden Augen herein, umheult und umzischt von seinen höllischen Geistern. Erst, als einer der Anwesenden sich soweit gesammelt hatte, daß er das Buch fassen und zuschlagen konnte, da zerstob der höllische Spuk. Das Haus aber, worin sich dies begeben, hieß fortan im Munde des Volkes der „Häng-opp."

(Garbe, S. 36.)

57. Das verfluchte Haus.

In der Zeit der Reformation, als sich nicht bloß gegen die eingerissene Sittenlosigkeit des Klerus, sondern auch der Laien eine Stimme der Entrüstung erhob, fand sich der Danziger Rath veranlaßt, ein furchtbares Beispiel von Strenge gegen die Unzucht zu geben. Das Haus in der Langgasse, welches jetzt die Apotheke enthält, damals einem reichen Kaufmanne von Kampen gehörig, diente einer Zahl von sittenlosen und reichen Patriziern zum Tempel der ärgsten Ausschweifungen, indem sich dort unzüchtige und ausgelassene Frauenzimmer einfanden, welche auch den berüchtigten „Adam- und Eva-Tanz" aufführen halfen. Sobald der Rath von dem unzüchtigen Treiben Kunde erhalten hatte, beschloß er mit höchster Strenge dagegen einzuschreiten. Er ließ das Haus von Rathsdienern umstellen, sämmtliche Betheiligte überraschen, zur Haft bringen und ihnen den peinlichen Prozeß machen. Sie wurden allesammt am Kak (Pranger) „mit Ruthen gestrichen," dann sofort aus dem Gebiete der Stadt und aus deren Territorium für immer verbannt, und ihr Vermögen eingezogen. Um aber den Eindruck der Strafe noch schärfer zu machen, wurde beschlossen, das Haus niederzureißen und den Wiederaufbau für ewige Zeiten zu verbieten, den unschuldigen Besitzer aber mit 500 Gulden Danziger zu entschädigen. Die Zerstörung soll so gründlich geschehen sein, daß nachmals keine Fundamente entdeckt sind. — Das Haus blieb zur Verwunderung der Vorübergehenden bloße Baustelle bis zur preußischen Besitznahme und wurde wirklich wieder bebaut erst im Jahre 1838.

(Berichte vom Erzbischofe von Upsula Olaus Magnus; schriftl. Aufzeichnungen in den Schlieff-Schumann'schen Papieren des Rathhauses. Danziger Dampfboot 1838, No. 8, Schaluppe; Danziger Zeitung v. 23. 6. 1882. Vergl. Erasmus Francisci, Sittenspiegel, Nürnberg 1670.)

58. Das Haus „Adam und Eva."

In der bedeutendsten Straße der Rechtstadt Danzig, der sogen. Langgasse, stand so ziemlich mitten drinnen ein stattliches drei Fenster breites Haus,

„Adam und Eva" genannt nach der schön geschnitzten Darstellung der Stamm-Eltern und des Paradieses, welche sich auf der Hausthür befand. In unsern Tagen (vor 30—40 Jahren) befand sich unten eine vielbesuchte Conditorei (Kaismann), und in ihr ein wunderschön geschnitztes Hinterfenster, Plafond-Malereien von Werth ꝛc., während die oberen Räume ganz verwahrlost und unbenutzt waren, voller Staub und Schmutz, die kleinen alten Fensterscheiben grünlich, undurchsichtig und großentheils zerschlagen. Jeder Fremde mußte sich bei solchem Anblicke eines wüsten Hauses mitten unter den mehr oder weniger prächtigen Giebeln der Langgasse sehr verwundern. Da wurde ihm denn noch folgende Geschichte über das Haus mitgetheilt:

Dort lebte und hauste vor Zeiten ein edler Rathsherr allein mit seiner Tochter, nachdem er früh seine Gattin verloren hatte. Um seinen Gram zu zerstreuen, ergab er sich der Alchemie, die damals sehr im Schwange war, und ein Goldmacher und Zauberer aus Venedig, der nach Danzig kam, bestärkte ihn noch mehr in seinem Bestreben. Nebenbei machte sich Jener auch anheischig, auf Verlangen Verstorbene zu beschwören, und dies erregte bei dem Rathsherrn wiederholt den Wunsch, seine geliebte und immer noch schmerzlich vermißte Gattin auf diese Art einmal wiederzusehen. Zeit und Stunde wurden bestimmt, und der Hausherr verpflichtete sich feierlich, dafür zu sorgen, daß bei der Beschwörung jedes lebende Wesen entfernt sein solle, weil dies sonst unwiderruflich seinen Tod fände. Nachdem zur bestimmten Zeit Alles bereit war, begann der Zauberer die Beschwörung, — jedoch ohne Erfolg. Als man genau nachsah, ob nicht doch ein lebendes Wesen in der Wohnung sei, fand man einen Pudel verborgen; und es wurde eine andere Zeit verabredet. Wieder fand eine Störung statt: der alte treue Diener des Hauses, mißtrauisch über den Umgang seines Herrn mit dem Schwarzkünstler, war zwar entfernt worden, hatte sich aber vom Nachbarhause aus durch eine Bodenluke in das Haus seines Herrn vermeintlich unbemerkt zurückgeschlichen. Eine dritte Beschwörung wurde angesetzt, und — blieb wieder erfolglos; es mußte abermals ein Hinderniß in der Anwesenheit eines lebenden Wesens liegen. Der Zauberer ergrimmt drohte nun nochmals dieses, welcher Art es auch sei, dem Tode zu weihen, und forderte die Einwilligung des Hausherrn, der sie auch gab, indem er seinerseits überzeugt war, daß sich nichts Lebendes in der Nähe befinde. Alsbald jedoch hörte man im Kamine einen lauten Schrei; man eilte dahin und fand jenen alten Diener todt, mit abgeschlagenem Kopfe. Tief erschüttert, gab der Rathsherr dennoch, voll Verlangen, seine Gattin

wiederzusehen, seine Zustimmung zur Erneuerung des Versuches, nebst den Versprechen, sich ganz ruhig und auf derselben Stelle verhalten zu wollen, was auch geschehen möchte. Zuerst (gleichsam als Vorbereitung oder Einleitung) wünschte er Adam und Eva zu sehen, dann seinen Vater und dann endlich seine Frau. Wirklich erschien Adam und dann auch Eva; Beide gingen durch das Zimmer im weiten Kreise; dann folgte der Vater, und endlich auch die Gattin. Diese blickte den Gatten zürnend an und schien ihm mit aufgehobenem Finger zu drohen, weil er sie aus ihrer Grabesruhe gestört. Der Rathsherr, der in die heftigste Gemüthsbewegung gerathen war, stürzte ihr zu Füßen, um ihre Verzeihung zu erflehen, und drang dabei in den Zauberkreis. Ein heftiger elektrischer Schlag fuhr ihm durch den Körper, die Erscheinung verschwand, und widerlicher Qualm füllte das Zimmer. Der Rathsherr, sich ermannend sprang auf; er öffnete das Fenster, rief laut hinaus: „Wehe mir armen Sünder!" und sank dann bewußtlos zu Boden. Nachdem er wieder zur Besinnung gekommen, hätte er sich gern überreden mögen, das Ganze sei nur ein Erzeugniß seiner fieberhaft erregten Phantasie, wenn nur nicht der verstümmelte Leichnam seines treuen Dieners so laut die Wirklichkeit des Vorganges verbürgt hätte! — Zum Andenken an das Geschehene ließ der Hausbesitzer oder nach andrer Erzählung der Rath auf die Hausthür der Wohnung die Figuren von Adam und Eva in trefflichem Schnitzwerke setzen. (Als sie bei dem Umbau des Hauses nicht füglich wieder Verwendung fanden, kamen sie zunächst in das von dem Bildhauer Freitag gesammelte interimistische Kunst-Museum, und dann bei der neuen inneren Ausschmückung des Rathhauses an die Thür zum Empfangszimmer des Oberbürgermeisters.) Jenes Haus galt dem Volke als unheimlicher Aufenthalt böser Geister und verfiel immer mehr; es ist zu schwer zu sagen, was von Beidem Ursache und was Wirkung war. Und wenn ein Verbrecher zum Tode verurtheilt war und durch die Langgasse zum Thore und zum Richtplatze hinausgeführt wurde, dann wurde aus diesem Hause (oder vor demselben) gerufen: „Wehe dem armen Sünder!" und das Stäbchen wurde über ihm gebrochen.

(v. Tettau und Temme, S. 207. Karl, I, S. 29 nach Volkserzählungen. Ziehnert II, S. 219. Grässe II, S. 563. Hier noch der Zusatz: Wer es wagte eine Nacht in jenem unheimlichen Hause zuzubringen, fand am Morgen darauf neben seinem Bette eine mit Gold gefüllte Börse, aber zugleich die Weisung, er müsse das Gold noch an demselben Tage ausgeben, sonst würde ihm das Genick gebrochen. Viele fanden so ihren Tod theils durch absichtlichen Ungehorsam, theils durch Vergeßlichkeit für die Drohung, und zuletzt wollte Niemand mehr das Haus betreten. — Vgl. noch Preuß. Provinzial-Blätter, März 1837 S. 231. — Poetisch behandelt ist jener Zusatz von Thiele in den Preuß. Volkssagen von Becker 2c., S. 9.)

VIII. Verschiedene Sagen von Danzigern.

59. Der ungerechte Bürgermeister.

Ein Bürgermeister von Danzig hatte einen buhlerischen Umgang mit einem jungen Frauenzimmer, und um denselben besser bemänteln zu können, wollte er einen jungen Bürger durch lockende Versprechen bewegen, sich mit der Person trauen zu lassen. Der junge Mann schlug die ehrlose Zumuthung entschieden ab und zog sich dadurch den Zorn des mächtigen und leidenschaftlichen Bürgermeisters zu. Nach einiger Zeit ließ dieser ihn vor Gericht stellen und durch bestochene Zeugen des Diebstahls bezichtigen. Ja die Sache wurde so schlimm zugestutzt, daß der Angeklagte — kaum glaublich — sogar zum Tode verurtheilt wurde. Als er an dem Hause des Bürgermeisters vorbei zum Richtplatze geführt wurde, und diesen erschaute, so rief er: „Da ich kein Recht auf Erden finde und wider Recht den Tod leiden muß, so wende ich mich an den Richterstuhl des Höchsten und lade Dich vor denselben in der vierzehnten Nacht nach meinem unschuldigen Tode, daß Du Rechenschaft darüber ablegest." Der Bösewicht achtete wenig auf diese Worte, sondern strebte unter Ausschweifungen die Stimme seines Gewissens zu ersticken. Aber am dreizehnten Tage seit der Hinrichtung fühlte er sich nach dem Abendessen sehr krank; er verfiel in Fieber-Phantasien, behauptete den umgebrachten Jüngling leibhaft zu sehen, wie er ihm winke, und starb wirklich unter schrecklichen Verzuckungen noch in derselben Nacht, wie Jener es vorausgesagt.

(Schütz, hist. rer. Pruss. Danach Karl II, S. 22. Vgl. Wolf, Niederl. Sagen No. 313.)

60. Die geworfene Feder.

Die Geschichte wird aus neuerer Zeit (1765) berichtet, ist aber darum nicht weniger von Vielen geglaubt worden. Es stand vor Gericht ein Tuchmachermeister, angeklagt im Zorne durch den Wurf eines Messers seine Magd getödtet zu haben. Die Schöffen waren getheilter Meinung: einige wollten den Mord für absichtlich erklären, andere widersprachen. Zur Verdeutlichung der ersteren Meinung erklärte einer, der Mord könne ebenso wenig unabsichtlich begangen sein, als seine Feder, die er in der Hand hielt, zufällig beim Hinwerfen auf den Tisch in demselben stecken bleiben könne. Doch siehe! die geworfene Feder blieb wirklich in dem Tische stecken, nämlich in einer unbemerkten Ritze desselben. Das erschien als ein Gottes-Urtheil, und so ward der Thäter nicht als absichtlicher Mörder zum Tode ver-

urtheilt, sondern wegen fahrlässigen Mordes (allerdings schwer genug) mit dem Pranger, 20jähriger strenger Haft im Raspelhause und endlich Verbannung aus dem Danziger Gebiete bestraft.

(Löschin's Beitr. zur G. D., III, 59. Karl, I, S. 38. Garbe, S. 114.)

Hier können noch einige Sagen angefügt werden, die sich auf Danziger verschiedener Stände beziehen, ohne nähere Angabe der Zeit und besonderer kenntlicher Beziehungen:

61. Das Tuch mit den Winden.

Der französische Gesandtschafts-Secretär Ogier, der sich um 1650 längere Zeit in Danzig aufhielt und in Folge dieses Aufenthaltes gar viel von der Stadt und ihren Einwohnern in seiner Reisebeschreibung zu erzählen gewußt hat, theilt auch nach der Erzählung des Bürgermeisters Czirenberg ein paar sonderbare Sagen mit, die sich sonst nicht weiter vorfinden. Zunächst diese:

Ein Danziger Schiffer, der von Schweden möglichst schnell heimkehren wollte, kaufte sich dazu dort einen günstigen Wind von den Leuten, die damit Handel treiben (?). Er erhielt vom Verkäufer ein Tuch mit drei Knoten darin; in einem sollte ein sanfter Wind sein, im zweiten ein kräftiger, im dritten ein Sturm. Mit Windstille ausgehend, löste er alsobald den ersten Knoten, dann zu größerer Schnelligkeit den zweiten; daran konnte es genug sein. Aber unvorsichtiger Weise ließ er das Tuch aus seiner Tasche fallen; einer der Matrosen fand es, und in der Meinung, in dem noch übrigen Knoten Geld zu finden, öffnete derselbe ihn. Da entstand sofort ein furchtbarer Sturm, daß das Schiff hülflos umhergeworfen wurde und gegen die Klippen geschleudert zerschellte. Kaum wurden die Personen, darunter auch der Schiffer, gerettet.

(Charles Ogier Ephémérides etc. Paris 1656. Auszug bei Löschin, Beitr. II, S. 46. Karl, II, S. 35.)

62. Das beherte Bärenfell.

Derselbe Gewährsmann berichtet folgende Sage, welche noch mehr als die vorige an die (später bekannt gewordenen) Erzählungen des Herrn von Münchhausen erinnert:

Ein Commissionär eines Danziger Handlungshauses, welcher lange Zeit in Stockholm zu thun hatte, knüpfte dort ein Liebesverhältniß mit einem leichten Frauenzimmer an, welches ihm auf das zärtlichste zugethan

war und ihn bestimmen wollte, gar nicht mehr aus Schweden wegzugehn. Als er endlich doch den dringenden Weisungen seines Chefs folgend sich zur Abreise rüstete, verlangte die Person von ihm als Zeichen seiner Liebe wenigstens einige seiner Haare, — um sie zu böser Hexerei gegen ihn zu verwenden. Da der Mann etwas Schlimmes der Art befürchtete, aber nicht den Muth hatte, dem leidenschaftlichen Frauenzimmer eine abschlägige Antwort zu geben, so beschloß er, sie zu täuschen: er gab ihr statt eigener Haare eine Anzahl solcher, die er aus dem Bärenfelle zog, auf welchem er zu schlafen pflegte, und die den seinigen ähnlich sahen. Zierlich mit Seide gemischt, sollten sie ihr als Beweis seiner fortdauernden Liebe dienen. Die Abreise fand statt, und auf dem Schiffe, schon meilenweit von der schwedischen Küste, streckte sich der Danziger nach dem Mittagessen zur Ruhe auf das Bärenfell hin. Kaum ist er eingeschlafen, so bemerkt er, daß unter seinem Kopfe an den Zotten des Felles gezupft wird; aber er beruhigt sich wieder und schläft ein. Wieder durch Zupfen und Zerren erweckt, sieht er Niemanden, der sich etwa einen Scherz mit ihm machte, aber er bemerkt nun deutlich, daß das Fell ihm von unsichtbarer Hand unter dem Leibe fortgezogen wird. Er ruft Matrosen und Passagiere herbei, aber das Fell wird hin und her gerissen, und nach einer Weile fliegt es vor Aller Augen durch die Lüfte fort.

(Ch. Ogier, in Löschin's angef. Schrift, S. 43. Danach Karl I, S. 36.)

63. Der bestrafte Wahrsager.

Wir fügen hier eine einigermaßen ähnliche, auch nicht sehr bekannte Sage an:

Es waren in Danzig zwei Bäcker; der eine wurde in kurzem unvermuthet sehr arm, der andere sehr reich. Die Leute sagten von diesem letzteren, er habe einen Hausteufel oder Trollen (Spiritus familiaris), der trage ihm Schätze mit böser Zauberei zu. Sie befragten auch einen Wahrsager darüber und der bestätigte ihre Vermuthung. Die ärgerlichen Leute klagten nun den reichen Bäcker bei der Obrigkeit der Zauberei an und beriefen sich dabei auf den Wahrsager. Dieser wußte nun aber nichts vorzubringen, um die Beschuldigung zu erweisen; daher ließ ihn der Rath von Danzig zum abschreckenden Beispiele für andere Verläumder mit dem Beile hinrichten, und die Bürger stießen die Ankläger aus dem Gewerke, so daß sie an den Bettelstab geriethen und in Noth und Verachtung ihr Dasein fristeten.

(Lercheimer, Andenken von Zauberei, S. 33. Danach Grässe II, S. 582.)

64. Die zweimal gehängten Hosen.

Ums Jahr 1559 war in Danzig ein Kaufmann Oswald Pape, der ging frühmorgens in die Gasthäuser, fragte nach den vornehmsten Gästen die da eingekehrt waren, ging zu ihnen hinein, dieweil sie noch schliefen, und verübte so mit großer Geschicklichkeit eine Menge von Diebstählen an Taschen, Beuteln u. dgl. Endlich aber wurde er ertappt, als Dieb verurtheilt und an den Galgen gehängt. Nun ließ sich ein Zimmermann gelüsten, den Gehängten dort zu besuchen und ihm die Hosen abzuziehn, die er dann bei sich zu Hause in einer Kiste verbarg. Um dieses todeswürdigen Verbrechens willen, nachdem er entdeckt wurde, geschah es dann, daß man den Delinquenten, als er zum Hochgerichte sollte hinausgeführt werden, jene gestohlenen Hosen anzog, und so kamen dieselben zweimal an den Galgen.

(Curicke's Chronik S. 292. Danach Grässe II, S. 585. Garbe, S. 90. Ueber die Todesstrafe für Beraubung des Galgens vgl. Preuß. Prov. Bl. II, S. 134.)

65. Bestrafter Kirchenraub.

Die Kirchen-Reformation beseitigte in Danzig manchen bunten und auch werthvollen Schmuck der Kirchen, indem man darin, wie namentlich in der bildlichen Darstellung der Heiligen, der Jungfrau Maria u. s. w. Abgötterei und Heidenthum zu erkennen meinte. Auch die Auszierung und werthvolle Bedeckung der Altäre erregte Anstoß, und Mancher dachte nichts sonderlich Böses, ja wohl gar ein verdienstliches Werk zu thun, wenn er dergleichen — auch zu seinem Privatvortheile — beseitigte. So hatte einst ein in einer Kirche Beschäftigter die Gelegenheit wahrgenommen, eine werthvolle Altardecke von Seide und Gold gewirkt zu entwenden; aber (so erzählt „das Volk") nicht nur er selbst starb sehr bald nach der That, sondern auch neun andere in dem Hause, die sich nach einander der Decke als Leilach (Bettdecke) bedienten. Als endlich der Elfte die Ursache des Sterbens richtig herausgefunden hatte, schaffte er die Decke an den früheren geweihten Ort zurück, und seitdem ereignete sich kein ähnlicher Sterbefall mehr in dem Hause.

(Leo, hist. Pruss., S. 436. v. Tettau und Temme, Nro. 131. Karl II, S. 36.)

66. Bestrafte Untreue.

Ein Soldat in Danzig hatte ein Mädchen durch Vorspiegelungen und Schwüre, indem er ihr die Ehe versprach, verführt und gemißbraucht, dann

aber verlassen, als er ihrer überdrüssig geworden war. An sein Versprechen gemahnt, wies er die Dirne barsch von sich, die nun ihrerseits in heftigem Zorn entbrannte. Sie ging zu einer „weisen Frau" d. h. einer Kartenschlägerin, um von ihr zu erfahren, wie sie sich am besten blutig rächen könne, und erhielt die Anweisung: sie solle aus einem neuen Spiele Karten den Herz-Buben herausnehmen, mit einer Nadel dessen Herz in der linken Ecke durchstechen und dabei die Worte sprechen:

Weil Du mir das Herz zerbrochen,
Hab' ich Dir das Herz durchstochen.

Das Mädchen that also, und wie sie das Herz der Kartenfigur durchstach, quoll aus dem kleinen Loche ein dicker Blutstrahl hervor. Der Soldat saß zu der Stunde zechend unter seinen Kameraden; plötzlich sank er mit dem Schrei: „Jesus, Maria!" zu Boden, indem er die Hand krampfhaft auf sein Herz drückte. Um ihm möglicherweise noch zu helfen, zogen ihm Jene die Kleider ab; da bemerkten sie eine frisch blutende tiefe Wunde in seinem Herzen, die ihm doch Niemand geschlagen.

(Karl II, S. 34. Vgl. Wolf, Niederl. Sagen, No. 410.)

67. Der Wärwolf.

Die vielverbreitete Sage von Wärwölfen, d. h. von schlechten, boshaften, grausamen Menschen, welche durch teuflische Kunst sich zu Zeiten in Wölfe verwandeln, um blutige Thaten zu verüben, fehlt auch in diesen Gegenden nicht gänzlich:

Ein Jäger ging einst mit seiner Flinte bewaffnet Abends aus der Stadt ins freie Feld. Da sprang ein Wolf zähnefletschend gegen ihn heran und drohte ihn zu zerfleischen. Der Jäger eilte aber schnell hinter einen Baum, legte das Gewehr an und durchschoß dem Thiere den rechten Vorderfuß, daß es heulend davonhinkte. Um sich den Pelz des angeschossenen Gegners nicht entgehen zu lassen, folgte er den Blutspuren und sah sie vor einer kleinen abgelegenen Hütte im Walde endigen. Er trat hinein und sah drinnen zu seiner Verwunderung eine Frau beschäftig, einem Manne die blutige rechte Hand zu verbinden, welche durchschossen herabhing. Nun wurde es ihm klar, daß dieser Mann ein und derselbe sei mit jenem vorher von ihm angetroffenen und angeschossenen Wolfe. Er machte Anzeige bei der Behörde, der Bösewicht wurde gefangen gesetzt, bekannte sein schändliches Treiben, und wurde dafür lebendig verbrannt.

(Karl II, S. 38. Vgl. Grimm's Sagen Nr. 213. Mythol. II, 1047. Temme, Nr. 258. Wolf, Nr. 501. Kühn, Märk. Sagen, Nr. 213.) — Nach Schafarik ist der Glaube an Wärwölfe am meisten heimisch in Volhynien und Weiß-Rußland.

68. Die Vampyre.

Auch von Vampyren spricht das Volk, doch sind diese Sagen mehr den slavischen Völkern geläufig. Sie werden auch mit den Wärwölfen vermengt. So einer findet nach seinem Tode und Begräbnisse nimmer Ruhe im Grabe. Nachdem er sein eignes Fleisch von den Knochen abgenagt, steigen die Vampyre um Mitternacht aus dem Grabe herauf, rauben Vieh um ihm das Blut auszusaugen und so für sich ein elendes Halb-Leben zu ermöglichen. Auch schleichen sie in die Wohnungen der Menschen, legen sich zu den Schlafenden und saugen ihnen unvermerkt das warme Herzblut aus. Nur eine geringe Wunde in der Gegend des Herzens zeigt das Geschehene an. So fand z. B. in dem Dorfe Grabau in Kassuben nicht sehr weit von Danzig einst ein auffallendes plötzliches Sterben statt, welches namentlich junge Mädchen betraf, und man fand dann deren Leichen sonst unverletzt, nur mit einer kleinen Wunde wie von einem Bisse unweit des Herzens. Als sich die Dorfältesten über die Noth beriethen, gab einer der es kannte, den Rath, alle Gräber auf dem Kirchhofe nachzusehen, ob nicht ein Vampyr (Wärwolf) darunter wäre. Nach langem vergeblichen Nachgraben und Nachsehen fand man endlich ein Grab, welches über Erwarten frisch schien, obwohl das Begräbniß schon vor einem Jahre stattgefunden hatte. Auch die Leiche darin fand man auffallend gut erhalten, nur fehlten Stücke Fleisch an Armen und Beinen, und an den Lippen war frisches Blut bemerkbar. Da nahm Einer, „der es kannte", einen scharfen Spaten und stieß damit dem Leichnam den Kopf ab; ein leises dumpfes Stöhnen ward gehört, und bald darauf zerfiel der ganze Körper wie in Asche. Seidem hatte die Gemeinde Ruhe vor dem Plagegeiste.
(Mündliche Mittheilungen. Hennenberger, Ertl. S. 324. v. Tettau u. Temme S. 275, Karl II, S. 39.)

69. Die Unterärdschken.

Die Unterärdschken, d. h. Unterirdischen sind Dämonen von weniger grauenhafter Art, so wie anderwärts die Zwerge, Heinzelmännchen u. dgl., zuweilen sogar wohlthätig. Das Volk denkt sie sich zwerghaft und mißgestaltig, mit kleinem Leibe, großem Kopfe und langen Gliedmaßen, in possierlicher Tracht. Sie wohnen in Höhlen und kommen ans Tageslicht gewöhnlich nur, um gegen die Menschen boshafte Streiche zu verüben. Sie schleichen sich in die Viehställe, um den Kühen die Milch abzumelken, um ihnen das Heu und den Pferden den Hafer zu stehlen. In die unbedeckten vollen

Milchgefäße warfen sie Mist und andere Unsauberkeiten, sie laufen den Gesindeleuten im Finstern zwischen die Beine, daß sie fallen müssen, Geschirre zerschlagen, u. dgl. m. Sie vertauschen auch wohl gar schöne neugeborne Kinder mit greulichen Wechselbälgen und stellen den kleinen Kindern besonders den schönen, auf jede Weise nach. Wer ihrer spottet, der hat sie erst recht zu fürchten, denn sie sind äußerst rachsüchtig. Im Dorfe Bankau war einst ein Inspector, der verspottete die Knechte und Mägde, wenn sie sich an Winterabenden Wunderdinge von jenen Kobolden erzählten, und er erklärte sich bereit, es mit allen Unterärdschkens aufzunehmen, falls es wirklich solche gäbe. Als er nun einst ohne Licht auf dem Heuboden war, umsprangen die Kobolde ihn massenhaft, zwickten und neckten ihn auf tausendfache Art, und kicherten und lachten, wenn er wüthend um sich schlug und doch keinen von ihnen treffen konnte, weil sie zu leichtbeweglich und zu wenig körperlich waren. Und als er dann endlich die Treppe hinunterstieg, hingen sie sich in Menge an ihn, setzten sich ihm auf den Nacken und umklammerten seine Füße, so daß er die Treppe hinabkollerte und ganz zerschlagen und zerbläut unten in der Wohnstube ankam. — Gern halten sie sich an Stellen auf, wo ein Mord oder auch ein Selbstmord geschehen ist. Als auf einem Dorfe der Danziger Umgegend ein Knecht sich ums Leben gebracht hatte, fanden sich mit Sonnenuntergange die U. auf der Stelle ein; man hörte sie theils leise schleichen, theils tölpelhaft trampeln, und dann wieder hell kichern. Sehen kann man sie nicht, auch lassen ihre Füße keine Spur zurück, nicht einmal auf frisch gestreutem Sande. Haben sie sich in einen Stall oder dergl. eingenistet, so mag Niemand hineingehen, das Gesinde kündigt und verläßt den Dienst aus Furcht vor ihnen, und die Unheimlichkeit des Gebäudes endet nur mit seinem Abbruche. Ein sonderliches Stückchen wird von einem Schäfer erzählt, der wegen seines fertigen Geigenspiels weit und breit zu Festlichkeiten geladen wurde. Als dieser einst von solch einem Feste lustig und munter die Geige streichend nach seiner Wohnung heimkehrte, trat ihm ein kleiner Mann in den Weg, der ganz gelb gekleidet war, und fragte ihn höflich grüßend, ob er Zeit und Lust hätte, sich vor der Heimkehr noch ein gutes Stück Geld zu verdienen. Der Schäfer besann sich nicht lange. Geld haben und in der Schenke liegen und zechen, dachte er, ist besser als keins haben und durstig draußen die Schafe hüten. Da führte ihn der Kleine auf unbekannten Wegen in eine Schlucht, hieß ihn niederknien und verband ihm die Augen. Als nach kurzer Zeit die Binde abgenommen wurde, sah er sich wie geblendet in einem großen prachtvollen Saale voller unglaublicher Schätze, in welchem

viele Hunderte solcher kleiner Wesen sich herumbewegten, theils männliche, theils weibliche, aber alle übereinstimmend gelb gekleidet. Einer Aufforderung zufolge begann er seine Weisen und Tänze zu spielen, und alsbald gruppirten sich die kleinen gelben Gestalten und führten gar wunderliche Tänze auf, ununterbrochen und unaufhaltsam, stundenlang. Endlich aber trat sein Führer zu ihm heran, erklärte, nun sei es genug, und er müsse aufhören zu spielen. Dann verband er ihm wieder die Augen, schüttete ihm eine Menge klingender Silbermünzen in die Tasche, mit der Warnung, sie nicht vor der Ankunft in seiner Wohnung hervorzuholen. Sodann führte er ihn ins Freie und verschwand. Die frische Morgenluft, statt den Schäfer neu zu erfrischen, benahm ihn so, daß er sich unter einen Baum legte und einschlief. Als er endlich erwachte, sah er, daß er in einem Kartoffelfelde lag, und daß die Sonne schon hoch am Himmel stand. Nun besann er sich auf Alles, was in der Nacht mit ihm vorgegangen war, und auch auf die letzten Worte des Kobolds. Aber statt der Weisung desselben zu folgen, gab er seiner Neugierde nach, wollte sich seines Reichthums freuen und griff in die gefüllte Tasche. Da waren freilich keine Goldstücke mehr drinn, sondern nur — Tannenzapfen.

(Karl, II, S. 41. Temme's Volkssagen Nr. 219. Kuhn, Märk. Sagen, S. 183.)

70. Die bösen Luftgeister.

Auch von diesen weiß die Danziger Volkssage zu erzählen. So berichtet die Chronik z. B., daß in der Nacht vor dem Tage der Heimsuchung Mariä im Jahre des Heils 1486 in Danzig fünf Stunden lang ein unglaubliches Unwetter mit Sturm, Donner und Blitz, Regen und Hagel stattfand, also daß man den Untergang der Stadt, vielleicht der Welt glaubte befürchten zu müssen. Nicht bloß, daß Feuer in großen Funken vom Himmel herabfiel, wie in der Schmiede die Funken fliegen, sondern man sah auf dem Hagelsberge feurige Keulen sich hin und her bewegen und erblickte feurige Schwerter in den Wolken als drohende Zeichen schlimmer Kriegesnoth. Das Fürchterlichste zu alle dem waren die Stimmen der Teufel, die man hörte, indem einer rief: „Laß gehen, es sind ja die Unsern," und ein andrer wieder: „Ich kann nicht, um der geweihten Hunde willen." Schreiend, weinend und heulend sammelten sich Menschenmassen in den Kirchen, und unaufhörlich wurden alle Glocken geläutet, so daß mehre zersprangen, mehre auch sich in ihren Wellen und Glockenstühlen entzündeten. Große Massen von Wagen, Tonnen u. s. w. wurden von dem

furchtbaren Regen weggetrieben, viele Kinder verunglückten. (Vgl. Löschin, Gesch. D. I, S. 160.) Als man in ausgetretenen Gewässern Kinderleichen fand, ergrimmte der Pöbel und richtete seine Wuth besonders gegen einige liederliche Frauenzimmer ꝛc.

(Hennenberger's Chronik. S. 80. Danach Karl II, S. 37. Grässe II, S. 578: „Im Umsuchen fand man in den Hafenketten viele Finger, Zehen ꝛc. Gehenkter in Biertonnen hängen (?), auch sind Viele im Schlafe oder trunkener Weise dort (?) ermordet worden.")

71. Gert Birnbaum.

Derselben Chronik folgend berichten wir hier gleich eine grause Mördergeschichte vom Jahre 1361:

In den letzten Jahren vor jenem hatte man in Danzig oft Leute ermordet gefunden, ohne daß sie beraubt waren, und man konnte dem Thäter so wenig wie seinen Beweggründen auf die Spur kommen. Endlich in der Fastenzeit 1361 wurde Gert (Gerhard) Birnbaum, ein Pferdeknecht aus Sachsen, wegen eines Mordes ertappt und ins Gefängniß gesetzt, und da bekannte er denn, 700 Menschen umgebracht zu haben nicht ihres Geldes und Gutes willen, sondern „um hübsche Leute im Sterben sich genau zu betrachten." Ausnahmsweise habe er auch Einen oder den Andern getödtet, weil er ihm irgend wie im Wege war, auch zuweilen, um sich damit „einen Namen zu machen." Nachdem er gerichtet und zum Tode verurtheilt war, erklärte er keine Reue über die vielen Mordthaten zu empfinden, wollte auch nicht speciell beichten und um die Absolution bitten, sondern erklärte seinen Zweck erreicht zu haben; ja es reue ihn vielmehr, nicht noch Mehrere umbringen zu können. Er wurde gerädert, d. h. Arme und Beine wurden ihm zerschlagen, und der Leib mit Ketten auf das Rad geflochten, wo er noch drei Tage gelebt haben soll.

(Hennenberger's Chronik S. 67. Danach Grässe II, S. 576.)

72. Der undankbare Dieb.

Von demselben alten Chronisten wird bei dem Jahre 1481 folgende Spitzbubengeschichte beigebracht:

Ein junger Danziger aus anständiger Familie brachte mit einem liederlichen Kumpane, welcher „der goldene Esel" genannt wurde, sein reiches Vatererbe durch. Um sodann bei fehlenden Mitteln seine bisherige Lebensweise fortsetzen zu können, beging er Schändlichkeiten, brach bei einem reichen Manne ein, wurde aber von der Schaarwache ergriffen, vor Gericht gestellt

und zum Tode durch den Strang verurtheilt. Da bat der Guardian des Franziskanerklosters, der sein Taufpathe war, beim Rath um Gnade für ihn, und erklärte, er habe Grund zu hoffen, daß es ihm gelingen werde, den Jüngling auf den Weg der Reue und Besserung zu bringen. Und da der Rath fragte, an wen er sich im Falle neuer Schändlichkeiten halten sollte, erwiederte der edelherzige Mann: „An mich". So wurde vom Rathe, der den Guardian sehr hoch schätzte, diesem der junge Mensch zur Besserung übergeben, statt dem Henker überliefert zu werden. Wirklich schien Besserung einzutreten, und der gute Guardian war hoch erfreut, bis er eines Tages die Kunde erhielt, daß sein Zögling das alte Verhältniß mit jenem „goldenen Esel" wieder angeknüpft hatte. „Nun denn, sagte der tiefempörte Geistliche, so gehe zum Galgen und laß Dich hängen!" Der junge Mensch faßte über diese Aeußerung, die freilich nicht ganz mit der bisherigen Behandlung zusammenstimmte, einen tiefen Groll gegen seinen Pfleger, ließ sich aber nichts merken, und wußte Jenem sogar neue Hoffnung wegen der Besserung einzuflößen. Nun mußte der Guardian, da er als Pfleger und Aufseher des Ordens über mehre Klöster im Lande die Rechnung führte, auch zuweilen Reisen machen, und so nahm er einst den jungen Menschen statt des Fuhrmanns auf die Reise mit. Da regte sich in dem wieder das Böse mit aller Macht. Er wußte, daß der Guardian 3000 Mark in Golde von Danzigern erhalten hatte, um sie in Thorn zu bezahlen, und beschloß, sich der Summe auch mit höchster Gewalt zu bemächtigen. Der Guardian saß gerade lesend auf dem Wagen; da läßt Jener seine Peitsche fallen, steigt ab, wie um sie aufzuheben, tritt aber hinter das Fuhrwerk, zieht seinen Säbel und spaltet seinem nichts ahnenden Wohlthäter den Schädel. Dann nimmt er das Geld, wirft sich auf das Sattelpferd und reitet gen Lauenburg, wohin er jenen nichtsnutzigen Freund bestellt hatte. Dieser jedoch kann den Mund nicht völlig halten, die That wird ruchbar, der Thäter überfallen, nach Danzig gebracht und zum zweiten Mal zum Tode verurtheilt. Statt nun endlich Reue zu empfinden, rief der verhärtete Bösewicht: „Wollte Gott, daß ich es allen denen so hätte machen können, die mich vom Galgen losgebeten haben!" — Seitdem soll das Sprichwort entstanden sein: „Einem Diebe ist nirgends besser als am Galgen."

(Hennenberger am angef. O., S. 79. Gräße II, S. 577.)

73. Das Pfaffenkind.

Während des großen Städtekrieges gegen den Orden war ein Danziger Schiffer lange Zeit auswärts gewesen und als er endlich nach Hause

kam, fand er gerade seine Frau, die er Jahre lang nicht gesehen, in den Wochen liegen. Sie suchte sich nun gegen ihren höchlich erzürnten Mann zu entschuldigen: es sei ihr während seiner Abwesenheit sehr schlecht gegangen, und sie habe sich genöthigt gesehen, ihr Silberzeug bei einem Pfaffen zu versetzen. So sei sie mit diesem bekannt und immer bekannter geworden. „Aber thu ihm nichts, lieber Eheherr; denn bedenke, daß ich ohne ihn verhungert wäre.“ Der Schiffer sagte es zu; darauf geht er zum Pfaffen hin, beichtet ihm seine Sünden und spricht: „Ich habe in meinen Hause einen Schatz von großem Werthe; aber ich weiß nicht, ob ich den ohne Gefährdung meines Seelenheiles in meinem Hause behalten darf.“ — „Nun, wir wollen sehn, sagt der Pfaffe, bringt den Schatz nur zu mir her.“ — Darauf geht der Schiffer nach Hause, läßt das Pfaffenkind von seiner Frau sauber baden und einwickeln, und bringt es in des Pfaffen Wohnung, wo er diesen mit seinen Kumpanen zechend antrifft. Während er das Kind unter seiner Mantel-Kappe verborgen hält, ruft der Pfaffe: „He, Schiffer! bringt Ihr mir das Bewußte? nun, legt es nur hinter den Vorhang aufs Bett.“ Der Schiffer, nachdem er seine Absicht erreicht, geht davon, und gleich danach fängt das Kind zu schreien an. Da merkt der Pfaffe den Streich, den ihm der Schiffer gespielt; er fühlt Reue, erzählt im trunkenen Muthe Alles seinen Zechbrüdern, giebt der Frau ihr Silberzeug wieder und erläßt ihr die ganze Schuld; nur unter der Bedingung, daß sie das Kind wieder zu sich nimmt.

(Henneberger am angef. O. S. 476. Danach Gräße II, S. 572.)

Es mögen noch einige historische Facta aus der Geschichte Danzig's hier Erwähnung finden, welche mehr oder weniger in ihren Einzelnheiten feststehen, aber doch etwas Apokryphisches und Sagenhaftes an sich haben, oder auch der dichterischen Phantasie neuerer Zeit ihren Ursprung, wenigstens ihren Ausputz verdanken.

74. Die Zerstörung der Jungstadt.

Historisch bekannt ist das furchtbare Ereigniß, daß im Jahre 1454, als auch Danzig sich vom deutschen Orden losgesagt und sich unter die Oberhoheit des Königs Kasimir von Polen begeben hatte, die Bürger der Rechtstadt mit Zustimmung ihres neuen Schutzherrn sogleich auszogen und die ihnen wegen Handels-Eifersucht verhaßte, unter den Auspicien des Ordens gegründete Jungstadt an der Weichsel zerstörten. Die moderne Sage erzählt nun hiebei von einem reichen alten Danziger Kaufmann Niklas

Gottesknecht, der durch List und Betrug sich Tonnen Goldes verschafft hatte. Als nun die Zerstörung begann (die übrigens allmählicher und nicht so allgemein wie der Volksglaube will, zur Ausführung kam), da jubelte namentlich auch jener alte Geizhals, und trieb die Zerstörer, die „Räuberhorden," noch mehr zu ihrem Werke an. Aber das Unglück der zerstörten Stadt brachte ihm kein Glück; ihn trafen alsbald manche Unglücksfälle, namentlich durch den Untergang mehrerer seiner reichbeladenen Handelsschiffe. Da machte er all' sein Hab' und Gut zu Golde, schloß sich mit diesem ein und erfreute sich sodann insgeheim, bis eines Tages Räuber bei ihm einbrachen und ihm sein Alles, seinen heimlich gehegten Schatz, raubten. Da zerraufte er sich die Haare, stürmte sinnlos zur Stadt hinaus und kam vor dem Olivaer Thore rechts in die Nähe der Weichsel, zu den Ruinen der ehemaligen Jungstadt, „wo einsam noch die Kirche zu Allen-Engeln stand." Der Anblick der Zerstörung und der umherliegenden Leichen (?) ergriff ihn mit furchtbarer Gewalt. Er selbst wähnte nun nicht bloß über alle diese Greuel sich gefreut zu haben, wie auch der Fall war, sondern sie alle selbst verübt zu haben, was Gott ihm nie verzeihen könne. Unter den schrecklichsten Selbstanklagen stürzte er besinnungslos zu Boden und lag wie todt. Als aber die Sonne aufgegangen war, und die Glocke zu Aller-Engel ertönte und ihn weckte, da wurde ihm seltsam zu Muthe: Er sah die zerstörte Stadt wie früher neu erstanden, von den Kirchen hallten die Glocken, und die Bewohner zogen zur Andacht hin. Auch ihn lud einer derselben hinein, er konnte nicht umhin, in die von Orgelklang durchtönte Kirche zu treten, und getröstet und gebessert zugleich ging er von dannen wieder zur Stadt.

(Garbe, S. 49. Vgl. Löschin's Gesch. Danzig's S. 105 u. f.: „den Jungstädtern ward Langgarten und Mattenbuden nebst der Schäferei zum Wohnsitz angewiesen, das Karmeliter-Kloster wurde in die Altstadt verlegt.")

(Die Geschichte Simon Matern's hat Garbe S. 76 in Verse gebracht, doch ohne zu dem historisch Bekannten etwas hinzuzufügen, welches namentlich Hirsch in einer Abhandlung (Preuß. Provinzl. Blätter 1854, Heft 1, S. 24) nach Quellen zusammengestellt hat. Ich selbst sah bei einem Besuche im Ankerschmiedethurme kurz vor seiner Renovirung in der Zelle, worin S. M. gesessen, am Fensterkreuze deutlich die Buchstaben und Ziffern S M 1517 eingeschnitten; ob er es aber vor seiner Selbsterhenkung eingeschnitten, oder ein Nachbewohner der Zelle zur Erinnerung an ihn, das war nicht zu ermitteln. Vgl. Löschin, Gesch. Danzigs I, S. 125 f., und Brandstäters Chronol. Uebers. de Gesch. Danzigs, beim J. 1505.)

75. Das Ritterschloß.

Dieses Schloß, vielleicht schon früher von Swantopolk am Einflusse der Radaune in die Mottlau nahe der Weichsel erbaut, war durch die

Schändlichkeiten mancher Ordens-Gebietiger und -Ritter längst ein Gegenstand des Widerwillens für die Bürger des mächtig aufblühenden Danzigs, besonders der Rechten-Stadt. Der abscheuliche Meuchelmord an Letzkau und seinen Genossen (Nr. 13) mußte diese Empfindung noch verstärken. Als nun in dem 13jährigen Städtekriege der Orden vergebens gegen die Aufständischen alles Mögliche aufbot und zuletzt in 4 Wochen 56 Schlösser großentheils ohne Schwertstreich verloren hatte, kam auch dem Danziger Schlosse seine letzte Stunde, aber nicht durch furchtbaren Kampf, wie man hätte denken können. Der Comthur Pfersfelder wußte wohl, daß seine schwache Besatzung dem Muthe und den Mitteln der erbitterten Danziger nicht dauernden Widerstand würde leisten können; auch mochte er gleich vielen seiner Genossen die Rolle des Ordens überhaupt für ausgespielt erachten. Genug, er ließ sich mit den Bürgern in Unterhandlungen ein, die dahin führten, daß er das Ordensschloß gegen freien Abzug und eine Geldsumme übergab. Und als dabei die Bürger wegen des Schlosses und seiner ferneren Bestimmung verschiedener Meinung waren, soll er geäußert haben: „Wenn der Bauer den Storch nicht mehr auf seinem Hause haben wolle, so zerstöre er dessen Nest.“ Die Bürger folgten der Weisung und zerstörten das Schloß, jedoch nicht gänzlich; Trümmer blieben noch lange stehen. Erst 1646 wurden die Grundmauern entfernt, wobei man starke eichene Särge und Leichensteine mit Kreuzen, von den ehemaligen Rittern, vorfand. Noch 1871 beim Aufgraben für die Canalisation und Wasserleitung fanden sich auffällig viele, zum Theil recht große Fundamentalsteine in der Burg-Straße vor.

(Löschin, Gesch. D. I, S. 28 f.)

76. Pancratius Klemme.

Dieser Haupt-Reformator Danzig's, lange Zeit irrthümlich Pancratius Klein genannt, war vorher ein Dominikaner- oder Prediger-Mönch (Schwarz-Mönch) zu St. Nikolai und selber ein trefflicher Prediger und gelehrter Theolog. Er begann Luthers Lehre öffentlich zu predigen und fand längere Zeit keinen wesentlichen Widerstand, ja der Rath, seinen Bemühungen geneigt, versetzte ihn 1536 zu größerer Wirksamkeit an die Hauptkirche der Stadt, in der er auch nach seinem Tode 1546 unter der Kanzel mit großer Feierlichkeit, zum größten Leidwesen seiner Gemeinde, aber zur Freude seiner Gegner, begraben ist. Im Jahre 1537, als in Danzig die Bischöfe von Cujavien (Leßlau, d. i. Wloclawek, von Kulm und von Plock) zusammen

waren, forderten sie den kühnen Mönch zur Verantwortung in das Logis des Erstgenannten auf dem Langen Markte gegenüber dem Artushofe. Da sammelte sich vor dem Hause eine gewaltige Masse Bürger und Volk, um den hochverehrten Prediger vor jeder Gewalt zu schützen und nöthigenfalls das Haus zu stürmen.

Mochte nun die Vertheidigung des Gerufenen befriedigen, wie denn damals viele Geistliche und namentlich Prälaten der neuen Lehre heimlich zugethan waren, oder mochte die Besorgniß vor der Wuth des aufgeregten Volkes mehr beitragen, — genug, der Bischof selbst ließ ihn frei und rief dem Volke zu: „Da habt Ihr Euern Abgott! Wir werden ihn schon zu finden wissen.“ Diese Drohung erfüllte sich nicht; Klemm predigte unangefochten weiter die Kirchenverbesserung, schaffte die Bilderverehrung ab, entfernte sogar ein altes besonders verehrtes Marien-Bild, und blieb bis zu seinem Tode unbehelligt, dagegen sehr verehrt von seinen vielen Anhängern. Im J. 1841 ließ der Rath (Magistrat) von dem Prof. Rosenfelder zur Ausschmückung des Saales der Stadtverordneten auf dem Rathhause ein großes Bild malen, welches jene Loslassung des Predigers darstellen sollte und recht lebendiger Weise vor Augen führt.

(Löschin, Gesch. D. I., S, 195.)

(Der Vorfall 1552, wo beim Einzuge des Königs Sigismund August in Danzig ein Dachstein vom Hohen Thore ganz nahe dem königlichen Wagen niederfiel, und daraus leicht der Stadt die größten Unannehmlichkeiten hätten erwachsen können, aber durch des Königs humane und zugleich kluge Fassung ihr erspart blieben, ist ganz historisch und hat mit der Sage nichts zu thun. S. Löschin, Gesch. D. I, S. 198. Garbe S. 83 hat auch diesen Vorfall zu einem kurzen Gedichte benutzt. — Ebenso wenig Sagenhaftes ist an der kurzen poetischen Erwähnung des Dichters Martin Opitz und seines Todes 1639, welche S. 100 steht. — Die bei Grässe, II, S. 589 ausführlich erzählten verschiedenen Kämpfe zwischen Seeadlern an der Küste, so wie der zwischen zwei Schwertfischen, sämmtlich im 17. Jahrhundert vorgekommen, sind genugsam beglaubigt, und gehören der Naturwissenschaft an, nicht dem Gebiete der Sagen. Vgl. Curicke's Chronik, S. 429—31.)

77. Herr Hewelke.

Auf den berühmten Astronomen des Namens, der sich als Gelehrter nach damals allgemeiner Sitte mit latinisirtem Namen Hevelius (früher auch Hoefelius ꝛc.) schrieb, wollen in Danzig Manche folgende auch sonst bekannte Sage beziehen:

Wenn die Arbeiter oder Brauknechte in dem Geschäfte des Hevelius mit ihrer Arbeit fertig waren und sich anschickten nach Hause zu gehn, pflegten sie nach alter Gewohnheit, sich mit den Worten zu verabschieden: „Herr Hewelke, nu gahne wi“ (jetzt gehen wir). Nun befand sich in des Herrn Zimmer außer manchem andern Seltenen, zum Theil aus entfernten

Welttheilen hingebracht, ein Papagei, der den Abschiedsruf viele hunderte von Malen gehört und nachgesprochen hatte. Eines Tages drang zu den Ohren des Hausherrn ein klägliches Geschrei dieses Papagei's, wieder mit den oft gehörten Worten: Herr Hewelke, nu gahne wi! Dies Mal war aber für den nachsprechenden Vogel das letzte, denn die schon lange lauernde Katze hatte ihn erwischt und lief mit ihrem Opfer schnell davon, — die Hülfe der Hausbewohner kam zu spät.

(Garbe, S. 110. Rührender ist die Variante, daß beim Aufheben der Leiche des H. der Papagei jene Worte in bekannter gedankenloser Weise gerufen habe.)

78. Die Perücke des Bürgermeisters.

Oft erzählt ist folgendes Geschichtchen von der Anwesenheit des Czaren Peter I. in Danzig: Nachdem er im nordischen Kriege Danzig viel Schlimmes zugefügt, wünschte er daselbst mit seinen Bundesgenossen, dem Könige August von Polen, zusammenzutreffen. Vom Ganskruge kam er in die Stadt, logirte in der „Hoffnung" am Krebsmarkte und dann bei dem mennonitischen Seidenfärber van Eiken, und zeigte sich sehr herablassend freundlich, und nahm mit dem lebhaftesten Interesse die verschiedenartigen Dinge, Kirchen, Gebäude, Fabriken, Volksspiele u. dgl. in Augenschein. Zugleich feierte er in der „Krummen Linde", einem Gasthause an der Stelle des jetzigen Diakonissen-Hauses, die Vermählung seiner Nichte mit einem Herzoge von Mecklenburg. In der Pfarrkirche, berichtet die Sage, wurde es ihm (während der Predigt) zu kalt; da griff er ohne Umstände nach dem Kopfe seines Nachbarn, des regierenden Bürgermeisters, der ihn gehorsamst in die Kirche begleitet hatte, setzte dessen Perücke sich auf und ließ ihn unbedenklich mit bloßem Kopfe dasitzend frieren und sich erkälten.

(Löschin, Gesch. T. II, S. 128. Er fügt hinzu: „Daß die oft wiederholte Anekdote nur Erfindung ist, hat Gralath in seiner Gesch. D. höchst glaubwürdig gemacht." Aber freilich, was sind denn Sagen Anderes als Erfindungen? — Garbe, S. 113. Ob der asiatische Despot wohl wirklich zuletzt gesagt hat: „Danke schön, Herr Bürgermeister?" —

IX. Sagen aus Danzigs Umgebungen.

Aus dem nördlichen Höhenlande.

79. Das Pockenhaus.

Ehe man noch nach Norden zu das Gebiet der äußeren Stadt auf der Chaussee oder mit der Eisenbahn verläßt, sieht man rechts der hl. Leichnamskirche gegenüber, nur durch den „Irrgarten" von ihr getrennt, einen großen

Complex von Gebäuden, freilich zunächst nur eine Haupt-Façade mit einem Thürmchen. Es ist das im Munde des Volkes noch immer sogenannte „Pockenhaus," jetzt städtisches Lazareth, über dessen Zuständigkeit viele Jahre zwischen den Vorstehern und der Commune Streit gewesen ist. Eine unverbürgte Sage erzählt, es sei 1410 zuerst eingerichtet worden zur Aufnahme und Heilung der aus der unglücklichen Schlacht bei Tannenberg zurückgekehrten verwundeten Danziger. Denselben Ursprung theilt man einem Spitale des hl. Rochus zu, welches in der Jungstadt gelegen haben soll. Möglich ist, daß beide Nachrichten begründet sind, und daß nach der Zerstörung der Jungstadt beide Anstalten auf der gegenwärtigen Stelle vereinigt wurden. Im 15. Jahrhunderte wurde es bei den häufigen Pocken-Epidemien bestimmt zur Aufnahme aller Pockenkranken „ohne Ansehn irgend eines Geldes"; dazu sei es „von guten Leuten" gebaut worden, für alle Nationen, „daß Niemand in seiner Noth verschmähet werde." Später gerieth die ursprünglich reich dotirte Anstalt oft in arge Noth, und die städtische Commune mußte immer größere Beihülfen gewähren.

(Löschin, Gesch. D. I, 85. 142 u. s. w.)

80. Jerusalem.

Eine der schauerlichsten Sagen und eine der verbreitetsten zugleich heftet sich an einen Ort ganz nahe der Stadt, draußen wenige hundert Schritte vor dem Olivaer Thore. Die fast ganz gerade Chaussee nach Oliva und so weiter nach Pommern stammt, sowie die prachtvolle doppelte Linden-Allee, erst aus neuerer Zeit; ehemals ging die gebogene, staubige Hauptstraße links nahe den Bergen über Strieß und Pelohnken nach Oliva u. s. w. Auf dem Wege nun links von dem genannten Thore zum „Galgenberge" stand früher ein unansehnliches Haus, vor welchem der Sage nach jeder Delinquent, der zur Richtstätte hinausgeführt wurde, noch einen letzten Labetrunk erhielt. Den Namen „Jerusalem" soll das Häuschen von einem darin wohnenden Wirthe erhalten haben, oder (wohl eher) von der Gewohnheit der Ritter des deutschen Ordens, nach dem Aufgeben der Kämpfe um Palästina und der Unterwerfung der heidnischen Preußen zur Mahnung an ihr wichtigstes Gelübde gewisse Orte bei den von ihnen besetzten Städten mit Namen aus dem heiligen Lande zu benennen, etwa so, wie es jetzt die christlichen Missionare mit ihren Stationen thun. Jener Wirth war ein harter und habsüchtiger Mann, und man erzählte von ihm, er habe so manchen Reisenden, der der Thorsperre wegen Abends bei ihm einkehrte, nicht bloß um sein Geld geprellt, sondern auch mehr als einen Kaufmann,

Viehhändler oder dergleichen, welcher viel Geld bei sich zu haben schien, umgebracht und in der Nähe verscharrt. Er hatte weiter keine Kinder als einen Sohn, der die Kaufmannschaft erlernt und dann weite Reisen unternommen hatte, ohne jemals in das ihm wohl wenig zusagende Vaterhaus zurückzukehren. Durch glückliche Handels-Unternehmungen in fernen Ländern war es ihm gelungen, ein bedeutendes Vermögen zu erwerben. Endlich des Lebens in der Fremde müde, die ihm doch niemals volle Befriedigung gewährte, und unvermuthet von Sehnsucht ergriffen, das Land seiner Kindheit und Jugend wiederzusehen, machte er seine ganze Habe zu Gelde und schnallte eine mächtige sog. Katze mit Golde gefüllt zur Reise um den Leib. Unerkannt wegen der langen Abwesenheit betrat er Danzig wieder, sah mit mannichfachen Gefühlen tausend Einzelheiten, die ihn an seine frühen Jahre erinnerten, beschloß aber, sich durch die Stadt alsbald nach dem Hause seiner Eltern zu begeben, da er vernahm, daß sie beide noch lebten. Die niemals ganz erloschene Liebe zu diesen stellte es ihm als eine köstliche Scene vor, wenn er die beiden Alten so ungeahnt durch seine Wiederkehr erfreuen und durch den Anblick des mitgebrachten Schatzes überraschen würde, an dessen Genusse sie dann fortan Theil haben sollten. Um aber nicht, da es schon spät am Tage geworden war, das herrliche Widerfinden und die gemeinsame Freude durch Einbrechen der Nacht unterbrochen zu sehen, beschloß er (unglückseliger Weise!), sich erst am andern Morgen zu erkennen zu geben, und vorläufig als fremder Gast nur Abendessen und Nachtruhe zu begehren. Beim Abendessen nun und den dasselbe begleitenden Gesprächen, wobei er von den Eltern unerkannt blieb, konnte es nicht fehlen, daß sowohl der Anblick der großen gefüllten „Geldkatze", als auch so manche Aeußerungen seine glänzenden Geldverhältnisse verriethen. Dadurch wurde die Habgier des alten Bösewichtes gar mächtig erregt und er beschloß sofort, den reichen Fremden umzubringen und sich seines Geldes zu bemächtigen. Dieser, voll roher Hoffnung für den kommenden Morgen, wo er sich den Eltern zu erkennen geben und sie durch seinen Reichthum erfreuen wollte, legte sich in dem so wohlbekannten Zimmer seines Vaterhauses zu Bette, — um nie mehr aufzustehen. Sobald er fest eingeschlafen war, und sobald der lauernde Bösewicht sich hinlänglich davon überzeugt hatte, fiel er über ihn her und ermordete ihn. Das Geld wurde in heimlichen Verwahrsam gethan, und die Leiche in der Nähe vergraben. Dann nahm der Mörder die Papiere seines Schlachtopfers zur Hand, um zu sehen, was etwa die Vorsicht anrathe, um die Entdeckung des Mordes zu verhüten. Er erstarrte, als er nach kurzem Einblick in die Schriften zu der Gewißheit gelangte, daß er

einen eigenen einzigen Sohn ermordet hatte, seinen Sohn, der ihm mit kindlichem Herzen die freudigste Ueberraschung des Wiedersehens und künftiges Glück hatte bereiten wollen. Noch wollte er trotzdem zweifeln, und ein Muttermal auf dem Nacken des Sohnes sollte ihm Gewißheit geben. Kaum überwand er den furchtbaren Widerwillen, sich wieder zu der Leiche des eben Verscharrten hinzuverfügen und sie genau zu besichtigen; — es war leider nur zu gewiß; er hatte aus Habsucht den eigenen einzigen Sohn, noch dazu ganz unnützerweise, umgebracht. Fürchterliche Gewissensqualen erfaßten ihn nun, vermehrt durch das Bewußtsein so vieler früherer Greuelthaten, und er ging zur Obrigkeit und bekannte Alles. Die gerechte irdische Strafe konnte nicht ausbleiben. —

(Löschin's Beitr. zur Gesch. D. III. S. 64. Karl II, S. 3. Grässe II, S. 587. Garbe hat diese Sage unbenutzt gelassen; dramatisch ist sie in eindringlichster Weise behandelt in Zachar. Werner's „24stem Februar.").

81. Heiligenbrunn.

Am südlichen Fuße des reizenden Johannisberges, eine kleine halbe Meile von der Stadt, und auch durch Fortsetzung des vorhin angegebenen Weges leicht zu erreichen, liegt Heiligenbrunn, das unverdienter Weise noch jetzt denselben Namen trägt, den es der Sage verdankt.

Diese erzählt, wie schon manchmal, von einem reichen Handelsherrn in Danzig und dessen ungewöhnlich schöner Tochter, die jedoch durch eine schwere Krankheit ihres Augenlichtes ganz oder doch fast ganz beraubt worden war. Schon hatten ein Jahr lang die geschicktesten Aerzte der Stadt ihre Kenntniß und ihre Geschicklichkeit vergebens zur Heilung des Uebels in Anwendung gebracht. Der Frühling erschien, und das Mädchen, wenn auch nicht im Stande, die Herrlichkeiten desselben schauend zu genießen, wünschte doch wenigstens die herrliche milde Luft im Freien einzuathmen. Die Eltern führten sie hinaus auf den Johannisberg und riefen ihr durch Schilderung mit Worten einigermaßen den Genuß der Naturschönheiten zurück, die sie früher mit eigenen Augen erblickt hatte. Sie brach in Thränen aus, und dem Gefühle der Ermattung unterliegend verfiel sie in Schlaf, der aber von fieberhafter Hitze und Phantasien begleitet war. Die besorgten Eltern ließen durch Landleute, die in der Nähe waren, etwas Wasser aus dem kühlen Quell am Abhange des Berges herbei bringen, um die brennenden Augenlider der Tochter zu netzen und zu kühlen. Das Wasser gab bei der Berührung der Leidenden nicht bloß einige Erfrischung, sondern beruhigte sie auch innerlich; ja noch mehr: wer schildert ihr Entzücken, als sie

plötzlich die Entdeckung machte, daß die schmerzlich vermißte Fähigkeit zu sehen wiederkehrte, und sie Vater und Mutter deutlich und immer deutlicher erkannte! Wie in Verwirrung schloß sie die Augen, ohne daß sie wagte an die Wirklichkeit der Besserung zu glauben; aber es ward ihr bald zur schönsten Gewißheit: sie hatte — durch den kühlen Quell — ihr Augenlicht wiedergewonnen.

Die Kunde von der wunderbaren Heilung des Mädchens verbreitete sich bald weithin, Viele wallfahrteten hierher, um ebenfalls von Blindheit erlöst zu werden, und nicht vergebens: Gar viele genasen wirklich ihres Augenleidens durch den heilsamen Quell, der nun seinen Namen „Heiligenbrunn" (d. h. der heilige Brunn oder der Brunn der Heiligen) mit Recht führte. Aber der offenbare Nutzen derselben gab doch, bei der Unfähigkeit, die Heilkraft und ihre Wirkung verstandesmäßig zu erklären, auch dem Spotte zur Äußerung Gelegenheit. So kam einst ein solcher ungläubiger Spötter auf einem blinden Pferde dort angeritten, und als er von der Wunderkraft des Quells hörte, rief er spottend: „Nun wohl das soll meinem Gaule zu gute kommen." Er stieg ab, führte das Thier an die Quelle, und dieses trank mit Behagen von dem Wasser und steckte ebenso behaglich den Kopf badend hinein. Neugierig und spöttisch schaute der Besitzer zu, als er plötzlich deutlich erkannte, daß sein Pferd sehen könne. Aber während er kaum Zeit gehabt hatte, an die Stelle des spöttischen Zweifels die Freude treten zu lassen, merkte er auch, daß sein eigenes Augenlicht sich verdunkelte und bald ganz erlosch, — zur Strafe für den sündlichen Spott. Bald fluchten ihm Tausende von Unglücklichen, welche vergebens dem alten Rufe der Heilquelle vertrauend herzukamen, um geheilt zu werden, — die herrliche Eigenschaft der Quelle war seit jenem Vorfalle erloschen.

(Karl II, S. 6, nach einem Gedichte von des Namens im Danziger „Dampfboot," Jahrg. 1840. Garbe, S. 37 fügt eine Vision von der Jungfrau Maria und einen Rath an die Kranke hinzu, sowie, daß der Herr des blinden Pferdes diesem in blinder Wuth einst selbst mit der Peitsche die Augen ausgeschlagen habe. Gräffe II, S. 267 hat eine etwas abweichende Sage (nach Gödsche) vom Hilgenbrunnen in Schlesien.)

(Der erste Häuserbau am Johannisberge durch den alten Schöppen Jäschke (Jasko) im J. 1569, worauf sich bald mehre reiche Danziger in dem schönen Jäschkenthal anbauten, ist auch in einem kürzeren Gedichte von Garbe S. 92 poetisch behandelt, kann aber nicht eigentlich zu den Sagen gerechnet werden. Dasselbe gilt von dem Gedichte „Die 7 Höfe zu Pelonken" S. 119, in welchem an die einst prächtige Ausstattung derselben erinnert wird. — Ueber den Olivaer Abt Geschke siehe sogleich Nr. 85.)

82. Die Gründung Oliva's.

Cisterzienser-Mönche aus dem Kloster Kolbatz bei Pomm. Stargard waren es, welche 1170 oder 78, von dem pomerellischen Fürsten Sobieslaw (Subislaus) oder seinem Sohne Sambor gerufen, dies Kloster in herrlicher Lage zwischen den waldigen Berghöhen und dem flachen See-Ufer erbauten. Reich ausgestattet von jenen Dynasten und ihren Nachfolgern, erstand das Kloster nach vielfacher Zerstörung durch die heidnischen Preußen und durch zufällige Brände immer wieder; seine sehr lange und hohe Kirche mag wohl den Feuersbrünsten entgangen und im wesentlichen noch die älteste und ursprüngliche sein, wie sie schon im 12. und 13. Jahrhundert im romanischen Style erbaut wurde.*) Die in neuerer Zeit gemalten Bilder zu beiden Seiten des Haupt-Altars stellen die Gründer und die Gründung, sowie die frühesten Zerstörungen dar; doch liegen hier nur Sagen zu Grunde, und von wirklichen Bildnissen ist hier nicht die Rede. Auch die Reihe der Bilder von den Aebten des Klosters in dem schönen Convents-Remter ist zwar interessant, aber größtentheils zweifelhaft. Merkwürdig ist, daß nur die beiden letzten, die hohenzollerschen Prinzen Karl und Joseph, am Schlusse fehlen, und der Raum mit den übrigen gerade ausgefüllt ist. — Ueber die Wahl des Ortes für das Kloster geht folgende Sage: Jener Fürst Subislaus jagte einst in den weiten Waldungen jener Gegend hoch zu Roß und kam von seinen Begleitern ab. Da brach durch das Unterholz ein mächtiger Eber wüthend hervor, der Fürst stürmte auf ihn ein, konnte aber nicht recht an ihn kommen, um ihn mit vorgehaltenem Jagdspieße zu fällen. Ja das Unglück wollte es, daß das Roß strauchelte, der Reiter herabstürzte und sein eigner Spieß zersplitternd ihm in die Lende fuhr. Vergebens ließ er sein Hüfthorn ertönen, Niemand hörte ihn. Da kam plötzlich aus dem Dickicht ein Klausner hervor, trat schnell hinzu und half dem Gestürzten sich zu erheben. Darauf führte er ihn in seine unfern belegene Klause, zog die Holzsplitter aus der Wunde, verband sie und beträufelte sie mit Balsam. Bald verfiel der so Gepflegte, vom Waidwerk und von der Wunde doppelt ermattet, in tiefen Schlaf, und hatte einen anmuthigen Traum: Ein herrlicher Garten mit Lilien und Rosen umgab ihn, und ein Engel trat zu ihm heran in lichtem Gewande, eine Lilienkrone auf dem Haupte und einen Oelzweig in der Hand. Er ermahnte ihn, vom wilden Treiben der

*) Prof. Hirsch macht es sehr wahrscheinlich, daß die Hauptmauern noch aus dem J. 1230 herrühren. Dann ist sie das älteste Bauwerk in ganz Ost- und West-Preußen.. Löschin, Danzig, III, S. 182 f.

Jagd und ähnlichen Vergnügungen abzulassen, und sich von dem rohen Heidenthume der Christuslehre zuzuwenden, um seiner ewigen Seligkeit willen. Uebrigens sei gerade er ausersehen, in diesen Gegenden einer der ersten Bekenner Christi zu sein. Als der Fürst erwachte und den Klausner mit dem Crucifix in der Hand vor sich stehen sah, war er auf des Letzteren Mahnung sofort bereit, die h. Taufe zu empfangen. Und damit noch nicht zufrieden, beschloß er auch die Gründung eines Klosters daselbst zur Ausbreitung des Christenthums im Lande. So entstand das Kloster Oliva.

(Garbe, S. 18. Er nennt den Gründer sonderbarer Weise „Herzog Sabugislaus.")

83. Der Karlsberg.

Dieser nur wenige hundert Fuß hohe, aber durch seine verschiedenen Aussichten über Land und Meer so herrliche Berg hat seinen Namen von dem Bischofe von Ermland und Abte von Oliva, dem Grafen Karl von Hohenzollern († 1803), der ihn in Erbpacht nahm und die Anlagen und Aussichten herrichten ließ. Durch Erbgang kam das Besitzthum an die Prinzeß Marie von H., und dann durch Kauf an die kaiserliche Chatoulle. — Ehe der Berg von jenem Fürsten mit Recht den Namen „Karlsberg" erhielt, soll er von Alters her Pacholken-Berg geheißen haben. Da man diesen Namen nicht anders zu deuten wußte,*) verfielen Gelehrte darauf, er solle wohl Pikolken-Berg heißen, und dies sei herzuleiten von dem bei Simon Grunau erwähnten oder erfundenen altpreußischen Gotte Pikollos, dem Gotte des Todes und der Vernichtung, den man als bleichen Greis mit langem grauen Barte und mit weißem Tuche um den Kopf darstellte, dem man nach dem Tode eines Verwandten binnen drei Tagen ein Opfer, zuweilen sogar ein Menschenopfer bringen mußte. Von dieser widerlichen Ideen-Verbindung, die obenein so sehr schlecht zu den heitern Empfindungen stimmt, welche die reizenden Aussichten des Karlsberges heute gewähren, wird man sich gewiß gerne befreit sehen. Und dies kann um so leichter geschehn, wenn man bedenkt, daß die Preußen (Pruzzen, bis c. 1000 n. Chr. auch die Aestyer genannt,) nur östlich von der Weichsel wohnten, und nur bei Streifzügen zum Plündern und Verheeren auf das westliche Ufer gelangten. Gestehen wir also lieber, daß wir eine Begründung jenes sagenhaften Namens anzugeben nicht im Stande sind.

(Löschin, Danzig u. s. Umg., S. 181. Anm.)

---

*) Pacholek heißt im Polnischen: Kerl, Bursche, und in sächlichem Sinne Stütze.

84. Der Brotstein in der Kirche.

Wir erzählten oben (Nr. 22) von dem in Stein verwandelten Brote in der Marienkirche in Danzig. Eine ähnliche Sage findet sich, außer anderen Orten sonst, auch in der herrlichen Klosterkirche zu Oliva, jedoch aus viel modernerer Zeit: Im Jahre 1617, als die schwedischen Krieger Gustav Adolf's hier übel hausten und den katholischen Bewohnern, namentlich auch den Kirchen und Klöstern, viel Böses zufügten, habe einer derselben geweihtes Brot wegnehmen und essen wollen; aber das Brot sei sofort zu Stein geworden, und zugleich (?) hätten sich die Finger des Menschen dem Brote für immer ganz deutlich eingedrückt, so daß sie jetzt noch vollkommen kenntlich sind. — Näher schließt sich an die vorher erwähnte Sage folgende an: Zur Zeit des Hochmeisters Konrad Zöllner von Rothenstein, also um 1387, war Hungersnoth im Lande, und das Kloster theilte nach Vermögen Spenden an die Nothleidenden aus. So erhielt dort auch ein Wandersmann ein Brot geschenkt und steckte es in den Mantel, um damit weiter nach Danzig zu reisen. Nach Einigen war es ein Schuhknecht (Schustergeselle) aus Wehlau, nach Andern ein Jakobsbruder, d. h. ein Pilger, der von der weiten damals beliebten Wallfahrt nach Spanien zum Grabe des heil. Jakob zu Compostella zurückkehrte. Unterwegs trifft er eine arme Frau mit einem Kinde auf dem Arme und einem andern an der Hand. Sie bittet ihn um ein Stück Brot, da sie das ganze in seinem Mantel bemerkt; er aber leugnet erst, etwas zu haben, und dann überführt, behauptet er, es sei kein Brot, sondern ein Stein, den er aufgerafft, um die Hunde abzuwehren. Wie er aber sodann selber das Brot essen will, ist es Stein geworden; er erschrickt, geht in sich und bereut sein schändliches Betragen. Er kehrt um, erzählt im Kloster das Geschehene, und der Stein wird in demselben zum ewigen Gedächtnis des Wunders aufgehängt.

(Lucas David, Chronik VII, S. 44. Hartknoch, Altes und Neues Preußen, S. 435. Leo, hist. Prussiae p. 174. Sim. Grunau, Tract. XIII, 11. Hennenberger, Erkl. S. 359. v. Tettau und Temme, S. 209. Ziehnert I. S. 247. Grässe II, S. 591. Vgl. Bock, Naturgesch. Preußens II, S. 372. Hirsch, Pfarrkirche I, S. 375 Anm. 1.)

85. Der Abt Geschke.

Geschke hieß der Abt, welcher zur Zeit König Stephan's in Oliva hauste, den Danzigern sehr feindlich war und für die hierdurch veranlaßte Zerstörung des Klosters ansehnliche Entschädigung erlangte. Sein Name ist schon früher in der Danziger Geschichte berüchtigt. Vergeblich hatten

die Vertreter der deutschen Städte Westpreußens unter Vorgang Danzig's alles Mögliche aufgeboten, um ihre Selbständigkeit dem polnischen Reiche gegenüber zu wahren. Vergebens beriefen sie sich auf das einst von Kasimir 1454 bei der Uebergabe ertheilte Schutz-Privilegium. Auf dem Reichstage zu Lublin 1569 mußten sie sich dennoch entschließen, mit ihren Gesandten auf dem polnischen Reichstage zu erscheinen. Ihr wackerster Fürsprecher der gelehrte Bürgermeister Klefelt von Danzig, wurde sogar als Beleidiger der Majestät ins Gefängniß gesetzt, und Gleiches geschah den außerdem nach Polen citirten Vertretern der Stadt. Zu ihren schlimmsten Feinden gehörten damals der intrigante Dr. Friedewald aus Elbing und der Olivaer Abt Geschke. Königliche Kommissarien erschienen höchst feierlich in Danzig, und Abt Geschke eröffnete den Gerichtstag, indem er aus dem Fenster seiner Wohnung am Langen Markte eine Ansprache an die Bürger verlas, in der die Beschwerden der Bürgerschaft über die städtische Finanz- und Justiz-Verwaltung für ganz begründet erklärte und sie aufforderte, ihre Beschwerden vollständig vorzubringen. Er zeigte in solchem Hetzen seine der Stadt feindliche Gesinnung. Begreiflicherweise haßten ihn die Herren von Danzig recht sehr dafür und frohlockten über seinen unnatürlichen Tod (1584.) Diesen fand er durch Vergiftung, indem ihm (aus Unachtsamkeit oder absichtlich) ein Diener bei Tafel statt eines Fläschchen mit Speise-Oel ein solches mit einem tödtlichen Extracte gereicht hatte.

(Löschin, Gesch. D. I, S. 218. 240.)

86. Die Franzosen zu Oliva.

Als durch den Tod des Königs Johanns III. Sobiesky der polnische Thron erledigt war (1696), geriethen die schon bestehenden Parteien in höchste Unruhe. Nicht weniger als 10 Bewerber traten auf, von denen sodann zwei bei weitem die meisten Stimmen für sich gewonnen, der Kurfürst Friedrich August von Sachsen und der französische Prinz Conti, mit dem Hause Condé und dem königlichen nahe verwandt und von dem damals übermächtigen Ludwig XIV. begünstigt. Der Prinz landete auf der Rhede von Danzig 1697 mit 6 stattlichen Fregatten und glaubte auf den Beistand der mächtigen Handelsstadt rechnen zu dürfen, die sich auch für ihn erklärte. Da sich aber seine Verzagtheit in der Weigerung ans Land zu gehen kund gab, und sein Versuch, mit seinen Dukaten ein einträgliches Wechselgeschäft zu machen, seinen Geiz offenbarte, wandten sich die Danziger bald von einem Bewerber so niederer Gesinnung ab. Die gelandeten französischen Truppen räumten bei der Nachricht von dem Anrücken sächsischer das be-

setzte Kloster Oliva, und dies veranlaßte den zum Sprichworte gewordenen Zuruf bei Voraussicht üblen Erfolges: „Es wird Dir gehn, wie den Franzosen in Oliva!“ — Den Danzigern brachte aber der Vorfall und ihre Parteinahme für den Fremden üble Frucht, als sie sich nunmehr für August von Sachsen entschieden. Der Prinz selbst nahm gleich beim schimpflichen Abzuge 5 Danziger Schiffe sammt Ladung von der Rhede mit sich fort und König Ludwig XIV. befahl, alle Danziger Schiffe in französischen Häfen und auf offenem Meere wegzunehmen. Der Versuch von Repressalien des kleinen Freistaates reizte noch mehr den Zorn des „großen Königs,“ und lange Zeit mußte dieser mit großen Verlusten ertragen werden, bis endlich die verlangte Gesandtschaft und Abbitte wirklich 1701 in Versailles und die Zahlung von 100,000 Gulden Strafe erfolgte.

(Siehe die eben citirten, namentlich Gräffe II, S. 391. Vgl. meinen Aufsatz (aus Originalberichten im Danziger Volkskalender 1857: Eine Danziger Gesandtschaft bei Ludwig XIV. 1701

Sagen aus den Bergen der Olivaer Gegend.

87. Der Teufelsberg.

Auch Oliva hat seine „Rosengasse“, wenn sie den Namen auch gleich mancher anderen nicht besonders verdient. Geht man in ihr zur Oberförsterei und an dieser vorüber, und schlägt dann bald den Weg links ein, so kommt man bald an einen hohen „Berg“ (d. h. Hügel, wie hier überall). Vor Jahren lag dort oben ein sehr großer Stein, auf welchem man mit einigem guten Willen eine eingedrückte Hand wahrnehmen konnte. Die Hand des „Bösen“ sollte es gewesen sein, welche diesen Eindruck hinterließ, und der Berg heißt noch jetzt der „Teufelsberg“. — In jener Zeit, wo die persönliche Existenz des Teufels noch nicht angezweifelt wurde, wo er noch direct seine Erwerbungen für die Hölle machte, ging ein armes Bäuerlein aus dem Berglande über jene Höhe auf Danzig zu, um seine Butter zu Markte zu bringen. Traurig über seine Armuth und von dem lebhaftesten Wunsche reich zu werden erfüllt, zog er seines Weges bergauf und bergab. Er kam in die Nähe des später sogenannten „Schwedendammes“, der sich einem Viaducte ähnlich über ein tiefes Thal hinzieht. Dort sah er am Wege einen Herrn sitzen, der schwarz gekleidet war und auf Jemanden zu warten schien. Als der Bauer näher kam, stand Jener grüßend auf und fragte, ob er ihm nicht den Weg nach der Stadt zeigen könnte. Der Bauer erklärte, er selbst gehe dahin, und der Herr möchte ihn nur begleiten, wenn er wolle. Unterwegs theilte der Bauer dem Fremden auch seine traurige

Digitized by Google

Lage mit. Dieser sagte: „Freund, Dir wäre leicht geholfen, wenn Du mir das Versprechen gäbest, nach 10 Jahren ganz der Meinige zu werden; unter dieser Bedingung will ich Dich reich machen.“ Der Bauer hatte gleich gemerkt, mit wem er es zu thun hatte; aber er dachte, 10 Jahre sind eine lange Frist, bis dahin wird sich Rath finden. Er willigte ein und unterzeichnete den Pact mit einem Tropfen von seinem Blute. „Nun nimm diese Börse mit Gold, sagte der Teufel, da hast Du mehr als genug; aber vergiß es ja nicht, nach Verlauf der 10 Jahre Dich hier an diesem großen Steine wieder einzustellen.“ Der Bauer versprach es hastig, worauf der Teufel verschwand. Jener aber warf voll Freuden sogar seine Butter weg, die er zur Stadt hatte bringen wollen, und eilte nach Hause. Dort angelangt, zeigte er seiner Frau das viele Geld und erzählte ihr, wie er dazu gekommen; sie schien ebenso wenig wie ihr Mann über die weiteren Folgen Beängstigung zu empfinden. Nun bauten sie sich ein großes schönes Haus, hielten sich Diener und lebten herrlich und in Freuden, wie reiche vornehme Leute. So vergingen die 10 Jahre, und als der richtige Tag gekommen war, beschloß der Bauer, sich an den verabredeten Ort zu begeben, in der sicheren Hoffnung, irgendwie durch List der Erfüllung seines Versprechens ledig zu werden. Er machte sich früh Morgens auf, und war nicht wenig erstaunt, als er den schwarzgekleideten Herrn an Stell' und Ort fand. „Deine Zeit ist abgelaufen, wie Du weißt, sagte Jener, jetzt mußt Du mir folgen ohne Widerrede.“ — „Ja freilich, erwiederte der Bauer, jetzt bin ich der Eurige. Aber einen Gefallen müßt Ihr mir thun. Ich habe immer vor allen Spielen am liebsten „Kurrhahn“ gespielt, und noch einmal wenigstens möchte ich es vor meinem Ende spielen. Ihr habt ja nichts dabei zu verlieren; daß Ihr gewinnt versteht sich ja wohl von selbst, und alsdann sollt Ihr außer mir noch meine Frau bekommen. Sollte ich aber gewinnen, ja dann müßt Ihr mich meines Wortes entlassen.“ Der Teufel, auch hier wieder der dumme Teufel, ließ sich von seinem bekannten Fehler der Habgier, zur Zusage verleiten, obwohl er von dem Spiele nichts verstand. Der Bauer, der sich auf sein Lieblingsspiel vortrefflich verstand und sich gewiß unter so dringenden Umständen vollends noch mehr zusammennahm, gewann und war so gerettet. Der geprellte Teufel schlug voller Wuth mit der Hand in den großen Stein, auf dem sie gespielt hatten, und verschwand alsdann mit dem gewohnten pestilenzialischen Geruche. Der Bauer rieb sich vergnügt die Hände, ging heim zu seiner Frau, und lebte mit ihr noch viele Jahre im Genusse des Reichthums.

(Brandstäter, Volkssagen aus den Bergen bei Oliva, im Danziger Volkskalender für 1858, S. 103.)

88. Der Renneberg.

Geht man aus dem Marktflecken Oliva über die Mühlenbrücke und den Schweinemarkt, so gelangt man der Chaussee folgend bald zu dem Dorfe Renneberg, welches sich zwischen hohen Hügeln bis zum Kruge hinzieht. Weiterhin hat man bald zur Linken eine ansehnliche Höhe, welche durch den gleichmäßigen Abfall nach allen Seiten und die ziemlich steilen Seitenflächen noch bedeutender erscheint. Hier, wo der Weg sich namentlich früher vielfach schlängelte und die Aussicht versperrt wurde, war ehemals eine schlimme Stelle für Wanderer, sowohl wegen wilder Thiere als namentlich wegen der dort hausenden Räuber. So kamen einst auch zwei Brüder dort vorbei; sie wurden von einem großen bewaffneten Räuber angehalten, und da sie sich mit ihren Stöcken ihm gegenüber auf eine Vertheidigung nicht einlassen konnten, so gaben sie ihm willig ihre geringe Baarschaft. Da wollte er ihnen auch das Leben nehmen: sie aber flehten inständigst, es ihnen zu lassen, und der Riese fühlte eine Art Mitleid mit den armen Burschen. Um doch wenigstens einen Spaß mit ihnen zu haben, sagte er in launigem Tone: „Gut! nehmet hier Euer Gepäck und das meinige und tragt es die Höhe hinauf. Ihr scheint mir flink zu Fuße, also brauchet Eure Kräfte. Kommt Ihr früher oben an als ich, nun, dann will ich Euch leben lassen.“ — So liefen sie denn mit dem Gepäcke, so schnell sie konnten, den hohen steilen Berg hinauf. Der Räuber meinte sich nicht gar so sehr beeilen zu dürfen, er werde doch eher oben sein. Als er nun endlich lief und die Brüder fast schon eingeholt hatte, schleuderte ihm der kühnere von den Beiden plötzlich sein ganzes Pack mit Macht ins Gesicht; der Räuber strauchelte und stürzte. Sogleich warfen sich Beide über ihn und tödteten ihn. Seitdem heißt die Höhe der Renneberg, und von ihm hat auch die benachbarte Ortschaft den Namen bekommen.

(Daselbst S. 106.)

89. Der Kahlberg.

Verfolgt man denselben Weg weiter zum Walde hin, so bemerkt man bald rechts ein Stück Anhöhe, welches früher lange Zeit ganz kahl dastand, und auch jetzt noch den Bemühungen für Forstcultur Trotz bieten zu wollen scheint. Aber anders war es vor Zeiten; da war der Ort so dicht bewachsen, daß kein Mensch das Dickicht zu durchdringen vermochte, und sich ein Räuber dort seinen Schlupfwinkel suchte. Er hatte so viel Schändlichkeiten verübt, daß nur Fremde sich in die Gegend hin getrauten. Einst

kam ein solcher Fremder dahin, und als ihm die Umwohner mit der großen Gefahr bekannt machten, lächelte er dazu kopfschüttelnd, und zeigte ihnen ein Fläschchen, welches er bei sich trug. Er sagte, darin habe er das „kahle Wasser", welches die Kraft besitze, alles zu zerstören, worauf man es irgend gieße, und somit zog er, ohne auf die Warnung zu achten, weiter seines Weges. Als er an die schlimme Stelle kam, sprang ihm der Räuber entgegen und verlangte alle seine Habseligkeiten. Der Reisende reichte ihm Alles, und auch das Fläschchen. „Was hast Du hier in dem Fläschchen?" fragte er. — „Das ist ein gar köstliches Wasser, erwiederte der Reisende. Wer davon nur ein Weniges trinkt, der erlangt außerordentliche Stärke des Leibes." Der Räuber betrachtete das Fläschchen, indem er den Geber abziehen ließ. „Ich will es einmal gleich versuchen", sagte er. Aber kaum hatte er ein wenig davon versucht, da merkte er, daß ihn seine sonstigen Kräfte ganz verließen; seine Beine trugen ihn nicht mehr, und er sank auf den blumigen Waldrasen hin. Dem Reisenden nachzusetzen und Rache für den Betrug zu üben, war ihm nicht mehr möglich; er begnügte sich, das Fläschchen mit seinem Inhalte umherzuschleudern. Sterbend sah er noch, wie Alles ringsumher, wohin nur Tropfen gelangt waren, gleichsam abstarb und hinwelkte: Sträucher und Blumen verdorrten, selbst das Gras des Erdbodens. So wurde der Berg dort der Kahlberg.

(Daselbst, S. 107.)

90. Der Düttchen-Berg.

Wenige hundert Schritte weiter auf demselben Wege führen uns zu einem anderen Berge, auf welchem die Sage in alten Zeiten ebenfalls einen Räuber hausen läßt. Einst kam hier ein junger Bursche vorbei, dessen ganze Baarschaft nur in einer kleinen Silbermünze bestand, die früher „Düttchen" genannt wurde. Der Räuber, ärgerlich über die winzige Beute, wollte den jungen Menschen tödten, gestattete ihm jedoch vorher noch eine Bitte. Jener bat nur an der Mahlzeit des Räubers Theil nehmen zu dürfen, die ja seine letzte wäre. Der Räuber willigte ein, sie aßen und tranken zusammen, letzteres sogar aus demselben Glase, da nur eines vorhanden war. Aber zum Glück hatte der junge Bursche einen tüchtigen Schlaftrunk mit, und diesen goß er, nachdem er eben selbst getrunken, dem Räuber in den Wein. Dieser verfiel auch sofort in tiefen Schlaf, der Bursche benutzte dies und brachte ihn mit dem Schwerte desselben um. In der Höhle des Unholdes fand er eine Menge Kostbarkeiten, die Jener

zusammengeraubt, so daß er mit weit mehr als seinem mitgebrachten Düttchen wegziehn konnte. Um aber noch schließlich sich einen Spaß mit dem getödteten Räuber zu machen, legte er ihn mit dem Gesichte gen Himmel gekehrt hin, und legte das Düttchen ihm auf die Nase. So fand man den Gefürchteten auf, und der Berg hieß fortan: der Düttchenberg.

(Daselbst, S. 106.)

91. Der Todtschlage-Berg.

Von dort eine kleine Achtelmeile weit soll wieder ein Räuber gehaust haben, und zwar in der Zeit, als das Schießpulver schon erfunden, aber seine Anwendung noch nicht allgemein bekannt war. Damals gab es nicht so viele Gasthäuser, Krüge und Hakenbuden, um die verschiedenen Lebensbedürfnisse zu befriedigen, sondern Verkäufer zogen mit allerlei nöthigen Dingen im Lande umher. Ein solcher Handelsreisender oder reisender Handelsmann, der unter anderm auch Pulver und Blei in seinem Vorrathe hatte, aber in seiner Brust desto geringeren Vorrath an Herzhaftigkeit, fiel einst jenem Räuber in die Hände und bediente sich zu seiner Rettung folgender sonderbaren List. „Ich will ja sterben, wenn es sein muß, sagte er zu dem Räuber, aber laß mich wenigstens noch eine Mahlzeit bereiten. Ich verstehe mich sehr gut auf die Kochkunst, und das Gericht, was ich zuzubereiten Lust habe, wird Dir ebenso wohlschmeckend wie unbekannt sein." — „Nun gut, sagte der Räuber, laß Deine Kunst sehen." Es wurde ein Feuer angemacht, und der angebliche Kochkünstler nahm aus seinem Schnappsacke mit wichtiger Miene ein Stück Fleisch, that in dasselbe Butter und auch Schrot und brachte es an den Bratspieß. Das Schrot, sagte er, sollte das Essen verdaulicher machen. Aber wo ist denn das Salz? „Leider, bemerkte der Reisende, fehlt uns das, aber ich weiß mir zu helfen. Dies hier sieht zwar schwärzlich aus, aber es thut allenfalls dieselben Dienste wie weißes Salz. Nimm nur eine Hand voll und thue es zu dem Braten." Der Räuber ließ sich wirklich dazu herbei: er nahm eine Handvoll von dem schwärzlichen Pulver und streute es über den Braten. In demselben Augenblicke machte der Wanderer durch eine geschickte Wendung, daß Jenem das Pulver und damit zugleich das Schrot und Fleischstücke ins Gesicht und in die Augen flogen, und er ganz betäubt und der Sehkraft beraubt wurde. Schnell benutzte der Wanderer den Augenblick, um über ihn herzufallen und den Betäubten vollends todtzuschlagen. Ob der Berg von diesem letzten Vorfalle den Namen „Todtschlage-Berg" erhalten hat, oder von den vielen

Mordthaten des Räubers, darüber wird man wohl nie zur vollen Entscheidung kommen.

(Daselbst, S. 110.)

92. Der Hexenberg.

Derselbe Waldweg führt einige tausend Schritte weiter zum Hexenberge. Dort findet sich ein kleiner grüner Platz mit so genauer Abrundung, daß sie eher durch die Hand eines Gartenkünstlers als von selbst entstanden zu sein scheint. Dort ist es, mit Ausnahme des Sommer-Anfanges um Johannis, immer feucht, und dennoch wächst da nichts als Gras. Nach einer Volkssage trieben dort ehedem in der Johannisnacht Hexen ihr Wesen mit weitschallendem Rufen und Singen. Sie bereiteten sich aus magischen Kräutern mit Menschenblute gemischt einen Zaubertrank, der ihnen zwar nicht ewige Jugend und Schönheit, aber doch frische Kraft zu wilder Lust einflößte. Dann tanzten sie mehre Abende auf dem grünen Rasen, gräßlich und widerlich anzuschaun mit ihren grünen Katzenaugen, ihren zottigen flachsartigen Haaren, ihrem zahnlosen Munde u. s. w. Nach Kurzem, wenn sie weg waren, dann wurde die Stelle wieder feucht, und so ist es immer bis auf den heutigen Tag. Und obwohl das Gras da oben üppig und schön anzuschauen ist, will es doch kein Thier recht fressen; — es ist der Hexenberg.

(Daselbst, S. 10.)

93. Die Teufelsbrücke.

Eine halbe Meile weiter vom Hexenberge kommt man auf der Höhe des Oliva'schen Waldrevieres außer manchem anderen romantischen Punkte zum „Espenkruge" und einer kleinen Ortschaft an einem See. Oder eigentlich sind in unserer Zeit aus dem einen See zwei geworden, wovon der kleinere der Wittstocker, der größere der Espenkruger See heißt. Im letzteren sieht man kolossale Steine, die immer in der Entfernung von 6 bis 7 Fuß von einander entfernt im Wasser liegen und zum Theil aus demselben hervorragen. Die Blicke des Wanderers werden unwillkürlich von diesem Werke angezogen; es ist nach der Benennung des Volksmundes die „Teufelsbrücke". — Ein junger Bauer, der jenseit des Sees wohnte, wollte sich einstmals in gewohnter Weise des Abends auf die Beine machen, um in der Morgenfrühe nach Danzig zu gelangen und dort seine Hühner zu Markte zu bringen. Wie schon öfters, ärgerte ihn auch diesmal der weitausgreifende See mit seinen Armen, der ihm einen unwillkommenen und sehr ermüdenden

und zeitraubenden Umweg verursachte. Murrend setzte er sich an den Rand des Wassers nieder und murmelte: „Was gäbe ich nicht darum, wenn der verdammte Umweg nicht wäre!“ — Da leuchtete plötzlich ein Blitz in der Nähe, und der Böse, der die Verwünschung gehört, stand dicht vor ihm. „Du würdest viel darum geben, sagte er, wenn Dir der Umweg erspart würde? Nun wohlan, ich verlange nur, daß Du mir Deine Seele verschreibest; dann baue ich Dir eine Brücke durch den See, und Dein Weg ist nur halb so lang.“ — „Nun, meinetwegen, sagte der Bauer kurz entschlossen; aber dann muß es auch gleich geschehen, damit ich schon diesmal den kürzeren Weg habe“. — „Gut, sagte der Teufel, die Brücke soll bis zum ersten Hahnenschrei fertig sein“. — Sogleich holte er zahlreiche große Steine, die in der Gegend zerstreut lagen, und legte sie in den See von Entfernung zu Entfernung so zurecht, daß ein behender Springer, wie der junge Bauer es war, ohne Last oder auch mit einer mäßigen, allenfalls von einem Steine zum andern springen und so ohne Umweg durch den See gelangen konnte. Während der Teufel eifrig an dem Bauwerke arbeitete und schwitzte, fing der junge Bauer an, den geschlossenen Pact zu bereuen, und sann darauf, wie er sich von demselben losmachen könnte. Da erschien es denn als das einzige Auskunftsmittel, die Vollendung des Baues zu hindern, denn dann konnte die Schlußbedingung nicht zur Ausführung gelangen. Zum Glück fiel ihm im äußersten Momente ein Rettungsmittel ein; es war freilich die höchste Zeit, denn die Brücke war so gut wie vollendet, — es fehlte eigentlich nur noch ein einziger Stein. Der Teufel hatte eine Menge Steine herangeschleppt, aber er fand darunter keinen so recht passenden, sie waren alle entweder zu groß oder zu klein. Aergerlich schleuderte er sie im Kreise weit um sich herum, so wie sie noch heutzutage liegen. Eben hatte er wieder aus größerer Entfernung einen großen Stein herbeigeschleppt und setzte sich ein wenig nieder, um auszuruhen, — da klatschte der Bauer kräftig in die Hände und fing mit lauter Stimme zu krähen an, worauf sein wirklicher Hahn, den er im Korbe mitgebracht hatte, sofort mit ebenso lauter Stimme antwortete. So mußte der Teufel, der ja kein Hahnengeschrei vertragen kann, sofort verschwinden. Er begnügte sich, dem Bauer eine „höllische“ Ohrfeige zu versetzen und dann mit dem bekannten Geruche zu verdusten. An dem einen großen zur Seite liegen gebliebenen Steine sieht man noch jetzt deutlich die Stelle, wo der Böse ausruhend saß: es sind wie Spuren eines Sitzenden in weichem Sande. Die regelmäßig durch den See gelegten Steine, sowie die weit umhergeschleuderten, erinnern noch mit deutlicher Sprache an den erwähnten Vor-

Digitized by Google

gang. Einen zweiten Pact mit dem Teufel hat der Bauer nicht geschlossen; dagegen hat Jener immer Scheu behalten vor einem Bauer, der eine Hahn mit sich hat.

(Daselbst, S. 112. — Ueber das Steine-Schleudern des Teufels vgl. unter andern Jac. Grimm's Mythol. I, S. 572.)

94. Der Schloßberg in Zoppot.

Von Zoppot's früheren Zeiten, seitdem es aus einem elenden Fischerdörfchen angefangen hatte, ein immer glänzenderer See-Badeort zu werden, ist wohl Manches zu melden, namentlich auch von jener Periode um 1660, wo in dem anstoßenden Karlikau die polnische Majestät mit ihrem Hofstaate und in den verschiedenen Höfen Zoppots, des damals nur allein existirenden „Oberdorfes", die Gesandten der verschiedenen Potentaten ihre einstweilige Wohnung hatten. Aber alles dies gehört nicht der Sage an, sondern der sicheren Geschichte; aus jener wird dagegen folgendes gemeldet:

Ganz unfern dem jetzigen hübschen Schlößchen „Stolzenfels," wo sich hinter der Thalmühle die Bergterrasse zum flachen Seeufer senkt, sieht man noch jetzt wie sonst an andern Stellen deutliche Ueberreste einer regelmäßigen länglich runden Umwallung, welche zum Theil buschig bewachsen sind, aber heute keine Reste von Bauwerken zeigen. Gleichwohl heißt die Stelle im Munde des Volkes der „Schloßberg"; dieser ist das Ziel manches lustwandelnden Badegastes in Zoppot, und die Sage erzählt Folgendes:

In alter Zeit, etwa 900 Jahre vor Chr. Geburt, stand hier ein festes Schloß mit Mauern und Thürmen, worin ein alter böser König hauste, wohl einer jener 9 skandinavischen Seeräuber-Könige, welche in den alten Chroniken mit den Namen „Ganipoten" bezeichnet werden. Er hatte eine schöne Tochter, die ihm trotz seines bösen Charakters mit kindlicher Liebe ergeben war. Diese gewann gar leicht die vollste Zuneigung eines jungen Fischers, und war auch ihrerseits ihm freundlich gewogen. Da ward es dem Könige hinterbracht, daß sie mit Jenem heimliche Zusammenkünfte hätte. Er ließ den Jüngling ins Schloß vor sich rufen, ergrimmte sehr, griff nach der Streitaxt, schleuderte sie gegen den Unschuldigen, daß er jammernd und blutend zu Boden stürzte. Als die Jungfrau den entsetzlichen Vorgang hörte, stürzte sie athemlos herbei, konnte jedoch nichts mehr verhindern und sah ihren Freund in ihren Armen sterben. Dann raffte sie sich in nie gesehener Wuth empor, verwünschte den grausamen Vater und ging auf der Stelle von dannen, indem sie ihn seiner Einsamkeit und der bald zu erwartenden

Reue überließ. Niemand wagte es, die Unglückliche zurückzuhalten oder ihr nachzusetzen; des andern Morgens lag sie todt und bleich auf dem feuchten Sande des Seeufers. Nun fühlte der harte Vater, wie er nicht bloß dem Glücke seiner Tochter, sondern auch seinem eigenen einen tödtlichen Streich versetzt hatte. Die Rinde um sein Herz schmolz völlig unter einem Strome von Thränen, wie er so voll tiefster Reue einsam in seiner Kammer saß und immer an seine schöne liebevolle Tochter dachte. Da fielen eines Tages Horden von Preußen, vom rechten Weichselufer gekommen, in sein Land und plünderten überall. Sie griffen auch des Königs Schloß an und nahmen es nach kurzer Gegenwehr mit Gewalt. Er wurde dabei getödtet, das Schloß geplündert und dann verbrannt. Nur die Umwallung ist noch übrig und schmückt sich alljährlich mit Gras und Blumen.

(Garbe, S. 3. Vgl. Böttcher, der Seebadeort Zoppot, Danzig 1842, S. 165. Eine andere Sage oder Fischer-Tradition am Orte erscheint ohne Sinn: In dem Schlosse hätten 2 verwünschte Fräuleins einsam gewohnt. Diese hatten eines Morgens vorübergehende Fischer angerufen, sie doch aus dem Schlosse zu retten, und einer habe ihnen auch eine Axt mit langem Stiele hineingereicht; aber als das eine Fräulein sie eben erfaßte, sei zum Unglück Stiel und Eisen von einander gegangen, und in demselben Augenblicke sei auch das Schloß sammt den 2 jammernden Fräulein versunken. (?) — Das Gedicht bei Garbe S. 130. „Auf dem Kirchhof zu Koliebken" hat nichts Sagenhaftes.)

95. Der heil. Jatzk zu Oxhöft.

Die Halbinsel mit dem Dorfe Oxhöft hat in den jüngsten Zeiten in dreifacher Beziehung die öffentliche Aufmerksamkeit mehr als früher erregt: wegen des ungemeinen Reichthums in botanischer Beziehung, wegen der merkwürdigen Ausgrabungen und Funden aus uralter Zeit, und endlich wegen der Bucht daran, in welcher die deutsche Marine nun schon mehrmals theils Schieß- theils Landungs-Uebungen gemacht hat, und welche ein wichtiger Stationsort derselben ist oder noch erst recht werden soll. Für jetzt aber interessirt uns die alte heidnische Zeit und ihre Sagen. Damals soll ein heidnischer Fürst dort auf der „Oxhöfter Kämpe" geherrscht haben, dessen Gebiet sich ungefähr über die jetzigen (kassubischen) Kreise Neustadt und Carthaus erstreckte. Es war ein harter und blutgieriger Fürst, der seine Unterthanen schrecklich bedrückte und überall Seufzer, Thränen und Verwünschungen auspreßte. Da erschien in dem Lande der heil. Jatzk als ein eifriger Verkündiger der Christuslehre, lehrend und tröstend weit und breit, so daß Viele an Christum glaubten und sich taufen ließen. Darüber wurde der Heidenfürst erzürnt, und wollte ihn auf die Probe stellen und womöglich verderben. Er verlangte, nachdem er seine Burg rings mit einem

breiten Wassergürtel umgeben, Jener solle — von der Land- oder der Seeseite — trockenen Fußes ohne Brücke oder Fahrzeug zu ihr hereinkommen. Voll gläubigen Vertrauens auf Gottes gnädigen Beistand beschloß der heilige Mann, das Wunder zu erproben: er schritt auf das umschließende Wasser zu und dieses theilte sich wirklich zu seinen beiden Seiten und ließ ihn trocknen Fußes hindurch gehn. Als er sich dem Fürsten näherte, rief dieser: „Gut, du hast meinen Willen gethan. Aber nun verlange ich noch Eins: das ringsum fließende Wasser, das dies Land zu einer Insel macht, behindert die leichte Verbindung mit dem Festlande. Schaffe das trennende Wasser weg, so daß Alles zusammenhänge." — Da hob der heilige Apostel seine Hände empor und flehte zu Gott in brünstigem Gebet, das Gebot des Herrschers zu vollbringen. Und alsbald erhob sich allda das Erdreich mehr und mehr aus dem Wasser, — der breite Graben bekleidete sich als Wiese mit üppigem Grün und gewährte zu der früheren Insel und der Burg bequemen Zugang. Da dies die Landesbewohner sahen, jauchzten sie laut, priesen Jatzko und mit ihm Gott um des Wunders willen und ließen sich schaarenweise taufen. Auch des Fürsten harter Sinn und Unglaube war gebrochen, und auch er schloß sich der Lehre des Evangeliums an.
(v. Tettau und Temme, No. 258. Poetisch von Thiele in den Volkssagen von Becker u. A., S. 62.)

96. Gründung des Carthäuser-Klosters Marien-Paradies.

Von dem ersten Kloster des Ordens, la Chartreuse genannt, welches 1086 bei Grenoble in Frankreich gestiftet wurde, haben alle davon ausgegangenen Gründungen denselben Namen, so auch dies. Der jetzige Kreisort Carthaus liegt fast 700' über dem Meere in reizender an Seen und Wäldern reicher Gegend, gewissermaßen in deren Mittelpunkt, und selbst an 3 Seen. Angeblich schon 1260 von dem pomerellischen Dynasten Mestwin II. zuerst gegründet, erhielt es seine zweite in Documenten beglaubigte Gründung durch einen preußischen Edelmann Ruhschütz oder Rusenitz 1381, und seine noch stehende schöne Kirche von einem reichen Danziger Bürger Johann Tiergart. Eine dichterische Bearbeitung setzt hinzu, jener Edelmann habe mit der Gründung ein Gelübde erfüllt, welches er zuvor abgelegt, als er mit seinem Rosse einen sehr gefährlichen Sturz gethan und glücklich mit dem Leben davongekommen war. Er selbst soll dort das Mönchsgewand genommen und sein Leben unter frommen Uebungen und Wohlthun beschlossen haben.

(Löschin, Danzig ꝛc. S. 190. Garbe, S. 31.)

97. Die Verschwörung in der Carthause.

Der mißglückte Versuch Martin Kogge's und seiner Anhänger, den Orden nach Danzig zurückzuführen, war dennoch nicht der letzte; in frivolster Weise trat der hervor, der sich an den Namen des Danziger Schusters Niklas Günther knüpft. Dieser war von den Söldnern der Kreuzherren bei Praust gefangen worden, und da ihm manche Grausamkeiten derselben bekannt waren, z. B. wie sie den trefflichen Danziger Bürgermeister Heinrich Stargard gefangen genommen, gefoltert und bis zum Tode in einem finstern Kerker zu Mewe behalten hatten, so mußte er wohl das abgedrungene Versprechen geben, dem Orden zu seiner Rückkehr nach Danzig behülflich zu sein. Mit einem gebratenen Huhne bewirthet, wurde er entlassen und ging nach seiner Heimath. Alsbald erschien bei ihm ein Carthäuser-Mönch*) mit einem Briefe „an Nickel Günther, der das gebratene Huhn aß," und der Weisung, sich zu einer Verabredung mit den Abgesandten des Ordens im Carthäuser-Kloster Marien-Paradies einzufinden. Günther, in arger Gewissens-Bedrängniß zwischen dem geleisteten Eide und seinem Patriotismus, entschloß sich endlich, dem letzteren den Vorzug zu geben. Er theilte die Aufforderung dem Rathe mit, ging mit dessen Zustimmung an den bezeichneten Ort und vernahm dort die abgekarteten Maßregeln der Verschwörer: Langgarten anzuzünden und während der allgemeinen Bestürzung, am anderen Ende der Stadt das Hohe Thor zu erstürmen. Zugleich erhielt er von dem Prior des Klosters neue Privilegien, die für Danzig festgesetzt waren, und kehrte mit diesen nach der Stadt zurück. Inzwischen hatte draußen Einer erkannt, daß das Pferd, auf dem er nach der Carthause gekommen, vom Stadthofe in Danzig sei, und dies hatte Verdacht gegen Günther erregt. Die Verschworenen merkten sein Einverständniß mit dem Danziger Rathe und gaben den Plan der Ueberrumpelung auf. Der Prior, der die Dreistigkeit hatte, mit noch einem Mönche sich in die Stadt zu schleichen, um zu kundschaften, wurde trotz der Kutte gefangen genommen, und die Maßregeln des Rathes zur Sicherheit erwiesen sich zunächst als überflüssig.

(Löschin, Gesch. D., I, S. 118.)

*) Der bis in neueste Zeit sogen. „Carthäuser-Hof" in der Heil. Geist-Gasse No. 126 diente wohl diesem Orden zum Absteige-Quartiere.

98. Ottomin und die Odmina.

Das Gut Ottomin, an einem ansehnlichen, vielverzweigten und von schöner Buchwaldung umgebenen See, hatte früher ein gutes Gasthaus, welches wegen der Naturreize der Gegend, zum Theil auch wohl der trefflichen Fische wegen, von Danzig aus viel besucht wurde. Eine Sage erzählt, der Ort sei nach einem jungen Ritter Godomin und seiner Geliebten Odmina benannt worden. Er verliebte sich in die schöne Wasserfee, welche dort hauste und oft dem See entstieg. Einst mußte der Ritter dem Gebote seines Herrschers folgend weit zu ihm hinziehn. Er nahm zärtlichen Abschied und gelobte ewige Treue; sie küßte ihn auf den Mund, zierte seinen Helm mit einen schönen Strauß von Seerosen, verbot ihm jedoch nachdrücklich, ihren Namen zu nennen oder sie als sein Liebchen zu bekennen. Als er vor dem Könige erschien, verwunderte sich dieser über den ungewöhnlichen Helmschmuck und fragte den Ritter, von wem er denselben erhalten habe, indem er ihm dabei Aussicht auf die Hand seiner jungen schönen Tochter machte. Godomin aber gedachte seines Gelübdes und verweigerte jede Auskunft, so daß der König darüber entrüstet ihn von sich wies. Beim Weggehn traf er auf die junge liebliche Königstochter; diese legte ihm dieselbe Frage vor, und ihrem Reize konnte er nicht widerstehen. Er nannte, sein Gelübde brechend, den Namen der holden Fee Odmina als der Geberin. Da sank der Kranz verwelkt nieder, während am See ein lautes Gebrause erscholl. Der Ritter eilte aus den Hallen der Königsburg dorthin, um sein Lieb wieder zu finden; aber vergebens saß er nun so manches Mal an dem stillen See, — die Fee erschien niemals wieder.

(Garbe, S. 15.)

Wenden wir uns

der südlichen und östlichen Umgebung

von Danzig zu, so finden wir hier eine kleinere Zahl von Sagen zu berichten:

99. Die drei Schweinsköpfe.

Jeder Danziger, der auch nur ein Wenig von der Vorzeit seines Heimathsortes gehört hat, weiß, daß die 3 Schweinsköpfe das Wappen der hochberühmten Ferber'schen Patrizierfamilie war, welche der Stadt eine ansehnliche Menge von Bürgermeistern und andern hohen Magistraten geliefert hat und im vorigen Jahrhunderte ausgestorben ist. Man sieht jenes

hochberühmte Wappen in der Familien-Kapelle, am Wohnhause des Pfarrers der katholischen (königlichen) Kapelle hinter der Pfarrkirche, und sonst an vielen Orten der Stadt, draußen besonders an dem großen Herrenhause dicht an der Chaussee bei „Gute-Herberge", ¼ Meilen südlich von der Stadt. Dieses Haus führt noch jetzt sammt dem am andern Radaunen-Ufer liegenden Gasthause und dem reizenden Wäldchen, den Namen „zu den drei Schweinsköpfen." Den Ursprung des Wappens giebt eine etwas apokryphische Sage so an:

Die Familie Ferber hatte einen Garten am nördlichsten Ende der Stadt, in der Sammtgasse, etwa da, wo jetzt die stattliche neue Kaserne steht. Steinpflasterung erhielt Danzig erst im vorigen Jahrhundert, die entlegensten Theile nie oder erst in unsrer Zeit. Nun begab es sich, daß einst nach starkem Regenwetter, als alle Wege völlig durchweicht waren die Familie F. nebst ihren Kindern in jenem Garten verweilte, und die Kinder, besonders die Knaben, drinnen und draußen allerhand Kurzweil trieben. Da trieb ein Landmann eine Anzahl Schweine vorbei, welche so beschwerlichen Weg fanden, daß mehre davon in dem Schmutze der Sammtgasse völlig stecken blieben. Ein halb erwachsener Sohn der Familie, den das sehr ergötzte, wollte den Spaß noch weiter treiben und beendigen. Er zog seinen Degen und hieb, wie um seine männliche Kraft zu zeigen, mehren der armen steckengebliebenen Grunzer mit je einem Streiche den Kopf herunter. Der Vater, der es zusah, freute sich über die schnelle Entschlossenheit seines jugendlichen Sohnes, und nahm sogar Gelegenheit bei der Beilegung eines Wappens sich das bezeichnete zu erwählen, was auch von dem Landes-Oberherrn, dem Könige von Polen, bestätigt wurde.

(Löschin, Danzig III, S. 194. Mündliche Ueberlieferung. — Der Stammvater der Familie F., soweit wir den Stammbaum rückwärts verfolgen können, war ein Eberhard F., der mit seinem Bruder Gebel 1415 aus Calcar nach Danzig zog und 1452 als Vorsteher der Marienkirche starb. Der letzte männliche directe Nachkomme, Joh. Sam F., starb 1786.)

100. St. Albrecht.

So nennt das Volk diese eine Meile von der Stadt entfernte Vorstadt Danzigs, welche allerdings durch eine beinahe ununterbrochene Reihe von andern Ortschaften: Petershagen, Altschottland, Stadtgebiet, Ohra, Gute-Herberge (Schweinsköpf'), mit der Stadt selbst zusammenhängt. Der Heilige aber, von dem die Vorstadt den Namen hat, heißt eigentlich der heil. Adalbert. Seine Legende beschäftigt uns hier zunächst:

Adalbert (böhmisch Woyciech) war geboren auf dem Schlosse seines

Vaters in Böhmen, des Grafen Libienski. Er wurde Geistlicher und Bischof von Prag, konnte aber wegen seines leidenschaftlichen Temperamentes mit den Bewohnern seiner Diöcese nicht in Frieden leben und beschloß, nachdem er dieselbe verlassen, im Auslande durch Bekehrung von Heiden sich Verdienste um die Kirche zu erwerben. Er ging zunächst nach Ungarn, um dort das Evangelium zu predigen, versuchte dann die Rückkehr, ging aber bald, da ein dauernd befriedigendes Verhältniß in der Heimath sich nicht gestalten wollte, als Erzbischof nach Gnesen, und dann als Apostel ins Land der Preußen im Jahre 997, begleitet von seinem Freunde Gaudentius. Beide zogen ins Kulmerland, wo sie nicht besondere Aufnahme fanden, und dann nach Pogesanien. Beim Uebergang über die Ossa erhielt er von dem erzürnten Fährmanne, zu dessen Bezahlung seine Baarschaft nicht hinreichte, einen schweren Schlag mit dem Ruder auf den Kopf, in Folge dessen er längere Zeit krank darniederlag und von seinem Freunde mühsam gepflegt wurde. Von dort, wo er auch wenig ausrichtete, läßt ihn nun die gewöhnliche Legende nach Danzig (Gidanie, Gydannyc) kommen, wo er viele Christen findet und andere tauft, dann aber „übers Meer" nach Samland gehen, nach einer sehr beliebten Fiction, der zufolge selbst Kaiser Karl der Große über's Meer nach Palästina gegangen sein sollte.*) Dort also in Samland, berichtet die gangbarste Sage, legte er sich unweit der Meeresküste in einiger Entfernung von seinen Gefährten nieder, um seine müden Glieder zu ruhen und zu schlafen. Er ahnte nicht, daß er heiliges Gebiet betreten und nach der Meinung der heidnischen Bewohner entheiligt hatte. Ein Priester (Siggo), der ihn bemerkte, rief andere herbei, sie weckten ihn auf, fragten ihn nach seinem Vorhaben, und als er offen seine Absicht, Christi Lehre zu predigen bekannte, stieß ihm der erbitterte Priester seinen Speer in die Brust. Er sank nieder, die Arme in Kreuzesform ausgebreitet; über seinen Leichnam fielen die erbosten Heiden her, durchstachen ihn mit zahlreichen Wunden und trennten den Kopf vom Rumpfe. (24. Apr. 997.) Seine Begleiter wurden gefangen genommen und erst später gegen hohes Lösegeld freigegeben. Wegen seines Leichnams werden manche wunderbare Legenden erzählt: Nach der einen wollten die Preußen denselben dem christlichen Polenfürsten Boleslaw nicht anders zurückgeben, als daß er ihn mit

*) In einer Abhandlung in der Altpreuß. Monatsschrift 1864, S. 151 f. 235 f. 329 f. habe ich es meines Erachtens sehr glaubhaft gemacht, daß der h. Adalbert nach Samland gar nicht gekommen ist, sondern im Kulmerland bei Kulm seinen Tod gefunden hat.

Gold aufwöge, und als er endlich in die harte Bedingung willigte, sei der Leichnam ganz unglaublich leicht befunden worden. Andere erzählen wiederum, das viele Gold und Edelgestein, welches Boleslaw zur Lösung gesendet, habe nicht zugereicht; da hätten die polnischen Abgesandten ihr Reisegeld, und sogar mehre Preußen (?), die der Verstorbene getauft, ihre kostbare Habe hinzugelegt, — alles vergebens. Endlich sei eine alte christliche Frau herzugetreten und habe die letzten zwei Pfennige, die sie besaß, in die Wagschale gelegt, und da sei diese plötzlich gesunken. So wurde der Leichnam gewonnen und dann in den Dom nach Gnesen gebracht, wo ihm seitdem große Ehren erwiesen sind. Einige fügen sogar hinzu, die übrigen Kostbarkeiten seien wieder aus der Wagschale genommen gewesen, als die beiden Pfennige den Ausschlag gaben. Eine ganz abweichende Sage aber berichtet, der Ermordete sei von selbst aufgestanden, habe den Kopf mit beiden Händen ergriffen und vor sich her getragen, während dieser fortwährend schöne geistliche Lieder sang. So sei er zuerst zu der Kapelle gekommen, wo er gewöhnlich (?) Messe zu lesen pflegte, dann aber von Ort zu Ort gewandelt und so auch in die Gegend von Danzig gelangt, wo jetzt seine Kirche steht. Dort hätten ihn die heidnischen Preußen (?) aufgefunden und ihren Göttern opfern wollen, dann aber sich eines Besseren besonnen und ihn an den Herzog Boleslaw verkauft. Wieder andere Erzähler berichten, der von selbst wieder zusammengewachsene Körper sei von unsichtbaren Händen (Engeln) aus dem feindlichen Samlande durch die Luft nach der Gegend bei Danzig getragen worden, wo er zuvor von den schon vorhandenen Christen liebevoll war aufgenommen worden. Diese erbauten ihm auf der Höhe des Bergrückens eine kleine Kapelle, welche noch steht, und legten darin den Leichnam nieder. Die Kapelle wird noch jetzt am „St. Albrechts-Tage" (24. April) von zahlreichen Wallfahrern besucht.

Der Vollständigkeit wegen fügen wir (allerdings mit Uebergehung kleiner Abweichungen) auch noch Folgendes hinzu: Die Heiden, nachdem sie den Märtyrer erschlagen, hätten seinen Körper in viele Stücke zertheilt und diese an der Küste der Ostsee zerstreut. Einer der Mörder habe einen Finger abgehauen und weggeworfen, nachdem er den daran befindlichen Goldreifen abgezogen. Ein Sperber habe ihn mit dem Schnabel gefaßt, sei übers Meer geflogen und habe ihn hineinfallen lassen, wobei ein Hecht ihn verschlang. Der Fisch war nun überall, wohin er auch schwamm, von einem zarten Lichtschimmer umgeben, deßwegen suchten ihn die Fischer zu fangen und erreichten es auch. Als der Fisch geschlachtet wurde, fand man in seinem Magen den Finger des Heiligen unversehrt. Erstaunt hierüber

meinten die Fischer, die wohl Christen waren, der Finger müsse einem frommen Heiligen angehört haben, und beschlossen nach dessen Leichnam zu suchen. Sie fanden ihn auch; die meisten Glieder waren wieder vereinigt, und als sie den Finger an seine Stelle hielten, wuchs er sofort von selber wieder fest. Als sie sich weiter wunderten, daß in den 30 Tagen seit seiner Ermordung der Leichnam ebenso wenig, wie von den Elementen, von Vögeln oder andern Thieren beschädigt worden war, bemerkte man einen Adler, welcher die ganze Zeit hindurch Wache darüber gehalten hatte.

(Ein „Grobstift des hl. Adolbert an der Eiche" befand sich schon 1222 im Orte St. Albrecht, welche damals Mogilno hieß und ein Benediktiner-Kloster enthielt, reich beschenkt von pomerellischen Fürstinnen. Die Kirche daselbst mit der Bildsäule des Heiligen wurde erst 1537 erbaut und noch einem Brande hergestellt.

(Quellen sind die beiden vielfach übereinstimmenden Vitae S. Adalberti von Canaparius und von S. Bruno, beide in Pertz' Monumenta Germ. hist. Band IV, sodann die von Giesebrecht bekannt gemachte Passio S. Ad. in den Neuen Preuß. Provinz.-Blättern, 3. Folge Band V (LXIII), ferner die bei Pertz mit abgedrukte Miraculo S. 613 ff. Von Neueren vgl. Hortknoch's Preuß. Kirchenhistorie S. 270. Voigt's Gesch. Pr. I, S. 346. San Marte, Sagen aus Großpolen, S. 249. Gräffe II, S. 573. Kor'l, I, S. 7. Poetisch behandelt von Becker, S. 103, von Ziehnert II, S. 206. — Die Ueberreste des Heiligen sind längst von hier nach Gnesen (s. oben) und dann in den Dom zu Prag geschafft worden, wo sie in prachtvollem silbernem Sarge ruhen.)

Aus der östlichen Umgebung Danzigs:

Hier giebt es nur wenig zu berichten:

101. Der reiche Bauer zu Nickelswalde.

Die Blüthezeit des Ordenslandes Preußen fällt jedenfalls in die Mitte des 14. Jahrhunderts, in die Regierung des weisen Hochmeisters Winrich von Kniprode, und allenfalls auch noch seines Nachfolgers, Konrad von Jungingen; bald nachher erfolgte durch die Niederlage bei Tannenberg 1410 der jähe Fall. Als ein Beispiel von dem damaligen Wohlstande des Landes wird namentlich der Bauer (Niklas?) zu Niklaswalde in der Danziger Nehrung um 1400 angeführt. Als einst beim Hochmeister in der Marienburg fremde Fürsten und Herren zu Gaste waren, kam die Rede auch auf jenes Kapitel und auf den reichen Bauern. Nach Aufforderung des Hochmeisters bestieg man die Rosse und ritt nach dem genannten Orte hin, der Hochmeister und noch 12 edle Herren. Niklas empfing die hohen Gäste ehrerbietig an der Schwelle seines Hauses; Knechte und Mägde waren im Sonntagsstaate, und Alles in Haus und Garten war höchst sauber und glänzend. Die Stallungen und der Viehstand erregten die Bewunderung und fast den Neid der Beschauer; dem entsprach auch die gedeckte Speisetafel mit ihren vieeln Gerichten, den silbernen Tellern, Pokalen und Ge-

räthschaften, sowie der treffliche und reichliche Wein. Nur Eines fiel seltsam auf: es waren keine gewöhnlichen Stühle da, sondern die Gäste wurden eingeladen, auf 13 Tönnchen Platz zu nehmen. Der Hochmeister rief den Hausherrn, welcher bescheiden in der Nähe der Thür stand und den Aufwartenden seine Befehle und Weisungen ertheilte, zu sich heran. Er lobte ihn wegen der ganzen Anordnung, drückte ihm seine Freude über den ungewöhnlichen, höchst erfreulichen Wohlstand aus, und befragte ihn sodann wegen der sonderbaren Sitze. Der Hausherr blickte ohne irgend welche Verlegenheit, vielmehr mit besonderem Wohlgefallen und mit schlauer Miene auf dieselben hin. „Hoher Meister", erwiederte er sodann, „die Sitze sind gar nicht so schlecht wie sie aussehn. Wenn die Herren nur die Gnade haben wollen, die Deckel von den Tonnen abzuheben, da können sie es sehen". Diese Weisung wurde sofort ausgeführt, und man fand, daß von den 13 Tönnchen 12 mit blanken Goldstücken ganz, das letzte halb angefüllt waren. Die Gäste schwiegen ganz bestürzt über diese Entdeckung des fabelhaften Reichthums. Der Hochmeister aber soll, als wenn er einen biblischen Spruch vom Reichen in Anwendung bringen wollte, befohlen haben, auch das letzte Tönnchen mit Gold aus seiner Schatzkammer ganz zu füllen. — Jetzt ist Nickelswalde ein gewöhnliches, ziemlich ärmliches Fischerdorf.

(Simon Grunau Tract. 14, Cap. 8, Karl II, S. 12, nach Schütz Chronik fol. 97. Hennenberger's Erkl. S 336. Curicke's Chron. S. 141. Löschin, Gesch. D. I, S. 97. Vergl. von Tettau. S. 93. Poetisch behandelt von Thiele in den Volkssagen von Becker u. A., S. 108. Krampitz (Tempel der Freundschaft, S. 79, verlegt den Vorgang ähnlich wie Hennenberger unter Heinrich Reuß von Plauen, läßt den Bauer das Geld im Handel (!) gewinnen, macht ihn zu einem Geizhalse ärgster Art, läßt den Hochmeister schon vorher Kenntniß von den Tonnen Goldes haben, die Bewirthung höchst kärglich ausfallen, 2c.)

102. Der Fischmeister in der Scharpau.

Die Scharpau ist zu Zeiten ein fischreiches zum Danziger Gebiete gehöriges Land, östlich nach Elbing zu gelegen; in früheren Zeiten gehörte es dem deutschen Orden, und es wird als dessen Fischmeister daselbst ein Wilhelm von Tossenfeld genannt. Weil damals aus mancherlei Ursachen der Störfang mit einem Mal sehr nachließ, so untersagte er für die nächste Zeit den ihm untergebenen Fischern, nach ihrem bisherigen Gewohnheitsrechte einen Mittelfisch zuweilen für sich zu nehmen, ihn zu zertheilen, zu sieden, zu braten und auch für einige Krüge Bier davon an gute Freunde zu geben. Als sie nun einst viele solche Gäste erwarteten, reizte sie der Koch an, einen großen Fisch zuzubereiten: er nahm einen „Hauptfisch" von 5 Ellen, bereitete ihn und verschenkte ihn. Wie er bald danach zum Meister einige Fische

brachte, und über Manches befragt wurde, beklagte er sich gegen ihn über die Untreue der Fischerknechte, welche ihn neulich gezwungen hätten, einen großen Fisch zu zerhauen. Nachdem sodann die Fischerei vorüber war und die Fischerknechte abgelohnt waren, fragte sie der Fischmeister, ob sie auch sein Verbot gehörig beobachtet hätten. Sie erwiederten, sein Verbot sei ungerecht und „wider Gott," sie brauchten sich also nicht daran zu kehren und würden es auch künftig nicht. Der Fischmeister sagte weiter nichts zu ihnen, sondern fragte den Koch, wer den großen Fisch gerissen habe, und dieser antwortete: er habe es gethan. Er hätte sich nicht durch Diebstahl an seiner Herrschaft versündigen wollen, aber er hätte auch den Fischern nicht geradezu entgegentreten können. Darum habe er von der Suppe gegessen, den Fisch aber nicht angerührt. Bei dem beiderseitigen Verhöre stellte es sich bald heraus, daß gerade der Koch die Fischknechte verleitet hatte, und nicht sie ihn. Hierauf sprach der Fischmeister, damals noch ein junger Mann, folgendes salomonisches Urtheil: „Wollt ihr den Suppenschmecker hängen, so will ich Euch nicht hindern; thut Ihr es nicht, so soll er Euch aufhängen". Da bedachten sich die Fischerknechte nicht lange, führten den Koch hinaus und hängten ihn an einen hohen Pappelbaum. Und bei der Gelegenheit kam der Spruch auf: „Der die Suppe aß, ward gehangen; die den Fisch aßen sind leer davon gegangen."

Curicke, Beschr. D., S. 142. Hennenberger Chron., S. 417. Karl II, S. 20. Grässe II, S. 591.)

Aus dem Großen Werder

stammen folgende Sagen:

103. Die Schwente.

Eigenthümlich sind die Wasserverhältnisse des sogen. Großen Werders, des Weichsel-Delta zwischen Nogat und Weichsel; eine nicht unwichtige Rolle spielt die Linau, welche gleich einem weitverzweigten See mit vielen Armen von verschiedener Tiefe und Breite gewissermaßen ein besonderes älteres Wassersystem darstellt, aber bei Anlegung des Weichsel-Haff-Canales von Rothebude gegen Stobbendorf hin sehr vortheilhaft verwendet ist. Dasselbe findet weiter abwärts mit der Tiege statt, welche sonderbarer Weise in ihrem oberen Laufe als Küstenflüßchen zwischen den genannten großen Gewässern einen andern Namen führt und Schwente heißt. Diesen selben Namen erhielt auch das Bier, das in dem Städtchen Neuteich gebraut wurde, (wohl spöttisch von der Aehnlichkeit des Aussehens oder des Geschmackes,

so wie die Gose in Goslar) damals, als unter dem Hochmeister Conrad von Erlichshausen (1441—49) zwei lose Kumpane von Ordensbrüdern im Lande umherzogen und überall das Bier ausschmeckten und mit wunderlichen Spitznamen belegten. Woher der Namen Schwente eigentlich stammt, ist ungewiß, — schwerlich aus dem Polnischen, wo es dann den „heiligen Fluß" bezeichnen könnte; denn der Name erscheint schon früh, wo von polnischer Oberhoheit im Lande und von polnischem Einflusse überhaupt keine Rede ist. In einer alten Chronik wird übrigens erwähnt, daß man in dem Flüßchen in der Gegend von Neuteich uralte Eichenstämme entdeckt habe, welche schwarz und hart wie Eisen waren, und von denen Niemand angeben konnte, wie sie dahingekommen seien, da weit und breit keine Eichen wachsen. Diese Thatsache, wenn sie richtig ist, mag wohl auf große Veränderungen dort in dem Alluvial-Boden des Werders hindeuten; aber „Heiliges" kann sie nicht bezeichnen, und der Name mag wohl sonst einen andern Ursprung haben, der noch nicht aufgefunden ist.

(Grässe, S. 596.)

104. Der Schulmeister und der Böse.

In einem Oertchen der Weichselgegend lebte ein Schulmeister, der die schwarze Kunst betrieb und mit dem Teufel einen Pact geschlossen hatte. Speciell verlangte er von seinem höllischen Genossen, daß er ihm jede Nacht ein hübsches Frauenzimmer herbeibringe, und zwar, welches er verlangen würde. Nun war da in dem Städtchen ein Bürgermeister, der hatte eine schöne, recht sittsame Tochter, und richtig lieferte auch sie der Böse dem bösen Schulmeister, indem er sie um Mitternacht aus dem elterlichen Hause durch die Lüfte entführte, und des Morgens sie ebenso wieder zurückbrachte. Das Mädchen klagte das Unheil ihren Eltern, und bat, zu ihrer größeren Sicherheit zwischen Beiden schlafen zu dürfen. Sie willigten ein und nahmen ihre Tochter zwischen sich ins Bett. Es half aber nichts, denn abermals wurde um Mitternacht das Mädchen von ihrer Lagerstätte wie durch unsichtbare Hände emporgerissen, durch die Lüfte entführt und Morgens wieder zurückgebracht. Auf nähere Fragen des Vaters über den Ort, wohin sie entführt würde, konnte das Mädchen nur antworten, daß sie über die Kirche getragen sei, und das Haus in deren Nähe liege. Für die nächste Nacht, wenn dasselbe wieder geschähe, gab der Vater der Tochter einen Knäuel Garn mit welches sie vor dem Hause sollte fallen lassen. Am andern Morgen früh machte sich der Bürgermeister auf und fand das Knäuel vor des

Schulmeisters Thür. In der nächsten Nacht, als wieder die Entführung in gewohnter Weise geschah (?), nahm der Erstere eine Wache mit, drang in des Schulmeisters Haus, und fand richtig seine Tochter bei demselben in der Kammer. Er befahl sogleich den mitgebrachten Henker, den Bösewicht zum Tode abzuführen, doch sollte er zuvor in Gegenwart der Anwesenden bekennen, daß er das Mädchen wider ihren Willen durch höllische Künste zu sich ins Haus gebracht habe. Der Verbrecher war dazu bereit, nur solle man ihm das Leben schenken, und er wolle sie auch gerne zum Weibe nehmen. Nachdem ihm dies abgeschlagen war, bat er sie um Verzeihung und um irgend ein äußerliches Zeichen derselben. Sie gewährte ihm Verzeihung (!), und da sie sonst nichts zur Hand hatte, gab sie ihm das Knäuel Garn, das sie gerade bei sich trug (?). Aber kaum bekam er dies in die Hand, da warf er es in die Höhe, umschlang mit beiden Armen das Mädchen, murmelte einige unverständliche Worte und fuhr mit ihr durch die Lüfte davon, — Niemand weiß, wohin.

(Simon Grunau, Tract. 18, Kap. 1. Hennenberger, Preuß. Landtafel, S. 477. v. Tettau und Temme, No. 122. Karl II., S. 27.)

105. Der Comthur von Herren-Grebin.

So ziemlich in dem Mittelpunkte des Großen Werders befinden sich an der Mottlau die Orte Herren-Grebin und München-Grebin (Ordensschloß und Kloster) neben einander. Das dortige Schloß enthielt außer ansehnlichen sonstigen Gebäuden zur Zeit des Ordens auch einen Marstall, wo immer eine große Zahl Pferde zum Dienste in Krieg und Frieden bereit standen. – Als es sich 1410 um den Krieg gegen Jagello von Polen-Litthauen handelte, welcher bald die schreckliche Niederlage des Ordens bei Tannenberg herbeiführte, und die Gebietiger noch Rath pflogen, da rieth der Comthur von Grebin, ein bedächtiger Mann, unter den bedenklichen Umständen vom Kriege ab. Er wurde als feig und muthlos verspottet, zog aber nachher gleichwohl mit in den Krieg und — kehrte nicht wieder, sondern blieb mit den vielen Tausenden auf der Wahlstatt liegen. Aber damals als er gewappnet mit seiner Schaar Ordenskrieger über den Schloßhof zur Brücke ritt, um in den unheilvollen Krieg zu ziehn, trat ihm der Schloß-Kaplan entgegen und fragte höhnisch, wem er denn in seiner Abwesenheit die Burg anvertraue. Der Comthur erwiederte grimmig: „Dir und allen den Teufeln, die zum Kriege gerathen haben.“ Seitdem nun die große Niederlage geschehen und auch der Comthur zugleich gefallen war, fand im Schlosse zu Herren-Grebin ein unerhörtes gespenstiges Treiben

statt, daß kein Mensch es aushalten konnte. Setzten sich die noch übrig gebliebenen Ordensbrüder zu Tische, so füllten sich alsbald alle Schüsseln und Becher mit Blut. Wollten die Knechte in den Stall gehn, so sahen sich dieselben unvermuthet im Keller. Kam der Koch mit seinen Gehülfen in die Küche, so fanden sie mit einem Male Pferde darin, und der Kellermeister fand an den gewohnten Orten statt der Wein- und Bierfässer nur Küchengeräthe: Töpfe, Tiegel, Wassertröge u. dgl. Es war immerfort ein greuliches Chaos. Ja der neue Comthur ward eines Tages von unsichtbaren Händen hoch oben auf die Zinne des Schlosses gesetzt und nur mit Lebensgefahr wieder herabgebracht. So kam es, daß Niemand mehr dort hausen mochte; das Schloß verfiel und wurde nie wieder als Ritterburg in Stand gesetzt.

(Lokal-Sage. Karl II., S. 10. Vgl. Tettau, Preuß. Volkssagen, No. 97. Hennenberger und Schütz erzählen dasselbe von Christburg, was ja auch denselben Sinn hat. Poetische Behandlung versucht von Becker, S. 67. — Das Schloß wurde 1459 zerstört, aber die Mauern stehen gelassen und später hergestellt. Siehe Brandstäter, Landkr. Danzig, S. 203.)

106. Die Bauern von Lichtenau.

Die Colonisten, welche der deutsche Orden aus verschiedenen Gegenden besonders des nordwestlichen Deutschlands nach dem fruchtbaren Weichsel-Delta verpflanzt und mit kulmischem Rechte ausgestattet hatte, erfreuten sich eines ungemeinen Wohlstandes, aus welchem dann freilich auch Ueppigkeit, Uebermuth und Trotz gegen die Landesherren hervorgingen, und dies steigerte sich sogar zuweilen bis zur Ruchlosigkeit. Als einst ein Jakobsbruder (s. vorher S. 76), von seiner weiten Wallfahrt heimkehrend, zu Lichtenau in den Krug kam, wo viele Bauern beisammen zechten, wunderten sie sich zunächst sehr über seine Tracht, besonders seinen nach Pilger-Weise mit Muscheln besetzten Mantel. Sie forderten ihn dann auf, sich zu ihnen zu setzen, tranken ihm zu, trieben dies aber bald so stark, daß der Pilger berauscht wurde, und nun allerlei ungewöhnliche Dinge zum Besten gab. Er erzählte von fernen Ländern mancherlei, was er dort gesehen und erlebt hatte. Das hörten die Bauern mit Aufmerksamkeit an; aber er wurde nun dreister und fing an, seine gastlichen Genossen zu schmähen: „Ich habe viele Leute mancherlei Art kennen gelernt, sagte er aber übermüthigere und gottlosere, als ihr hier zu Lande seid, habe ich noch nirgends gefunden. Deßhalb flehe ich zu meinem Schutzpatron Sankt Jakob, von dem ich herkomme, er möge Euch Pestilenz auf Euren Leib, Seuchen über Euer Vieh

und Mißwachs über Eure Felder senden, damit Ihr zu besserer Einsicht über Euer Treiben kommet; ja möge er Euch so lange plagen, bis ich Euch durch mein Gebet und meine Fürbitte erlöse." Die Bauern nicht gerade erfreut durch solche Reden, hörten sie doch lachend an und forderten den Pilgersmann auf, nun mit ihnen zum Trunke auch von dem gesottenen Fleische zu essen, welches bereit stand. „Nicht also, sagte er; gesottenes Fleisch! damit könnt Ihr meines Schutzpatrons Gnade und meine Befriedigung nicht gewinnen. Ein seines Gebratenes muß es sein, sonst will ichs nicht haben." Solcher Hochmut und Undank zugleich erzürnte die Bauern vollends und ließ ihre ganze übermüthige Rohheit zu Tage treten. Sie packten den Pilger, banden ihm Hände und Füße, knebelten seinen Mund, banden ihn nackt an einen großen Bratspieß, näherten ihn dem großen Feuer, welches angemacht war, begossen ihn mit Oel, und behandelten ihn, um ihn zu necken und für seine übermüthigen Reden zu bestrafen, als wollten sie ihn wirklich braten. Es sollte freilich nur ein toller Spaß sein. Da fügte es sich, daß ein Hase (Einige sagen, es war in Gestalt des Hasen der leibhaftige Satan) in den Krug hineinlief, wodurch ein großer Tumult und wüstes Geschrei der Verfolgenden entstand. Als diese endlich die weitere Verfolgung aufgebend zum Heerde zurückkehrten, fanden sie den unglücklichen Gegenstand ihres Spaßes bereits auf elende Weise verbrannt und todt.

(Schütz, Chron., fol. 97. Hennenberger, Landtafel, S. 257. Hartwig, Beschr. der 3 Werder, S. 524. Karl II, S. 24. Vgl. Grimm's deutsche Sagen, I, S. 260. — Als ähnliche Beweise des Uebermuthes jener Bauern dienen die Erzählungen: wie sie einen Klosterbruder in den Rauch gehängt, einen Ordensbruder mit dem Barte festgenagelt, dann wieder einen Ordenspriester gerufen, um einer kranken Sau die letzte Oelung zu geben, u. dgl. Zur Abbüßung solcher Frevelthaten soll ihnen unter anderen vom Hochmeister aufgegeben sein, an der (ehemahligen) Burburg des Ordensschlosses Marienburg den noch vorhandenen Buttermilchthurm zu bauen, zu welchem sie den Mörtel nicht mit Wasser, sondern mit Buttermilch anrichten mußten, und der allerdings fest wie von Eisen ist. Variationen der Sage zu 106 sind bei den Chronisten mehre anzutreffen: der Hochmeister habe sie verurtheilt, den ganzen Weg von Lichtenau bis zur Marienburg mit Kreuzern zu belegen; sie hätten den genannten Thurm mit Buttermilch übergießen müssen (?), aber sie wären darin eingesperrt worden und hätten ein großes Faß mit Buttermilch darin austrinken müssen (?). Scheinen diese Sagen mit ihren Wunderlichkeiten schon an sich einander aufzuheben, so werden sie sämmtlich widerlegt durch die alten Baurechnungen, welche besagen, daß jener Thurm erst 1412 nach Conrad von Jungingen erbaut ist. Den Spottnamen hat er erst viel später, und zwar vermuthlich 1596 unter dem bekannten polnischen Starosten Stanisl. Kostka erhalten, indem er Lichtenauer Bauern darein sperrte, welche sich bei Lieferung von Buttermilch unsauber und flegelhaft benommen hatten. Sonst heißt der Thurm auch „der schiebelichte, d. h. scheibenartige, wegen seiner runden scheibenartigen Gestalt. (?) Vgl. Rosenheyn, die Marienburg, Leipz. 1858, S. 155). — Die Sage vom Buttermilchthurme mit den erwähnten Varianten ist merkwürdigerweise die einzige aus Preußen, welche die Gebr. Grimm in ihrer Sammlung (Berlin 1816 f., 2 Bde.; N. Aufl. a. Herm. Grimm, 1865, 2 Bde.) vorbringen, und zwar nach Berkenmeyer's Curieusem Antiquarius, und nach Fürst's Reisen, Sorau 1739, S. 12.)

107. Der Deichgeschworene zu Güttland.

Die Deiche (Dämme) sind in der Niederung höchst wichtige Einrichtungen, von deren sorgfältiger Unterhaltung und Ausbesserung und auch Erhöhung das Leben von vielen tausend Personen und unendliche werthvolle Habe abhängt, daher auch das geachtete Amt eines „Deichgeschworenen“ und gar eines „Deichgräf“ einen eben so gewissenhaften wie einsichtvollen und entschlossenen Mann erfordert. Ein solcher war der Deichgeschworne im großen Werder im Dorfe Güttland, von welchem eben die Rede sein soll. Einst im Frühjahre kam, wie oft die ungeheure Masse des Wassers und des Eises aus der 140 Meilen langen Weichsel und ihren zahlreichen mächtigen Nebenflüssen unerwartet mit furchtbarer Gewalt herab, und bedrohte an vielen Stellen zunächst die Ufer-Gegenden, und dann auch weit entfernte, mit Ueberschwemmung. Das Ueble ist nämlich, daß fern im Süden oft schon völliges Aufthauen des Stromes eintritt, während die nördlichen Theile noch in Winterlage ruhen, und dann hier durch das immer stärker andringende Eis und die immer höher anschwellenden Wassermassen ein gewaltsames Aufreißen des liegenden Eises und ein Zerstören auch der stärksten Dämme eintreten muß. So ritt jener Deichgeschworene denn in der Zeit der Gefahr auf einem prächtigen Schimmel auf dem Damme längs der unaufhörlich steigenden Flut des Stromes hin und her, die Arbeiten überwachend und hier und da Befehle und Weisungen ertheilend. Aber so zweckmäßig diese auch sein mochten, und so eifrig und gewissenhaft sie auch zur Ausführung gebracht wurden, im Kampfe gegen das wilde unaufhaltsame Element unterliegt immer wieder und oft genug auch die noch so stark angestrengte Menschenkraft. Durch eine kleine Oeffnung im Damme, wozu oft schon ein Otternloch Veranlassung gegeben hat, schuf sich die ungeheure Wassermasse einen Ausweg in die breite Niederung, um durch Ueberfluthung schreckliche Verwüstungen in den gesegneten Ländern anzurichten. Mit Entsetzen sah jener Deichgeschworne alle seine Bemühung und die von Tausenden vereitelt; er klagte sich, wiewohl mit Unrecht, des Mangels an Umsicht an, daß er auf jene Stelle nicht genügend Acht gegeben, daß durch seine Schuld das blühende Land verwüstet und solche Zerstörungen gemacht seien. Von Verzweiflung übermannt gab er seinem edlen Thiere die Sporen, und mit jähem Sprunge stürzten Roß und Reiter in die schäumenden brausenden Wogen hinab, die sich gleichgültig über ihnen schlossen. Das Volk, voll Bewunderung solcher That, kann den Deichgeschwornen immer noch nicht vergessen; es behauptet, er habe keine Ruhe gefunden und lasse sich namentlich

bei gefährlichem Eisgange immer wieder sehen, indem er bei Nachtzeit mit seinem Schimmel in jener Gegend dort in schnellem Trabe oder Galopp den Damm auf- und niedersprenge.

(Greif's Erzähler, 1848, Band I.)

108. Die heil. Dorothea aus Montau.

Bevor der Weichselstrom die Dörfer Groß- und Klein-Montau erreicht, gabelt er sich zum ersten Male, und man nennt diese denkwürdige Süd-Spitze des Weichsel-Delta, welche auch in der neueren Geschichte Danzigs und seines Handels so oft eine wichtige Rolle gespielt hat, die Montauer Spitze. Dort war die Heilige geboren, deren Leben wir hier kurz erzählen wollen. Ihr Vater war ein ehrsamer frommer Bauer, mit Namen Wilhelm Schwarz, dem seine Ehefrau Agathe 9 Kinder gebar. Unter ihnen war Dorothea, geboren im Jahre 1336. Schon früh zeigte sie ungewöhnliche Neigung zur Frömmigkeit, d. h. eine schwärmerische Richtung zur Ascetik, zum Selbstkasteien, wozu der ungemein fromme Sinn ihrer Mutter durch Lehre und Beispiel gewiß viel beitrug. In ihrem siebenten Jahre durch siedendes Wasser stark verbrüht, wurde sie nur mühsam dem Leben erhalten, aber sie selbst schonte sich trotz schwächlicher Gesundheit nicht, und um dem Gottesdienste beizuwohnen, scheute sie kein noch so schlimmes Unwetter. Dazu legte sie sich noch obenein willkürliche Bußübungen mit Fasten und Wachen auf. Ihre Eltern tadelten dies und wollten sie davon abbringen, aber sie erreichten gerade das Gegentheil. Je älter sie wurde, desto schwärmerischer wurde die Richtung ihres Gemüthes, und nun legte sie sich nicht bloß allerlei Entbehrungen auf, sondern verursachte sich auch freiwillig und zwecklos die ärgsten körperlichen Schmerzen. Sie machte sich Wunden mit einem glühenden Eisen, und goß in dieselben heißes Wasser und kochendes Fett, um sie offen zu halten. Alles dies, so hoffte sie, könnte sie dem Erlöser einigermaßen ähnlich und darum auch angenehm machen. Eines Tages erschien dort ein junger Waffenschmied aus Danzig, Adalbert genannt; dem gefiel das Mädchen um der Frömmigkeit willen, oder vielleicht auch trotz derselben. Er warb um ihre Hand, sie willigte ein und zog mit ihm nach Danzig. Dort lebte sie mit ihm in christlich einträchtiger Ehe 26 Jahre lang, ohne daß sie von ihrer bisherigen Richtung und Lebensweise irgend wesentlich abwich. Spöttische Aeußerungen der Nachbarn darüber betrachtete sie als Versuche des Satans, sie von Christo abwendig zu machen, und widerstand ihnen leicht. Um sich in ihrem frommen Entschlusse noch mehr zu

bestärken, beschloß sie, eine Pilgerfahrt nach Rom zu machen, und ihr Einfluß auf ihren Ehemann war so groß, daß er nicht bloß ihren Plan guthieß, sondern sich sogar bereit erklärte, mit ihr zu ziehen. Sie zogen zuerst (1384) nach Aachen, wo sie ein wunderthätiges Marienbild und viele andere Heiligthümer verehren wollten, und dann weiter nach Rom. Unterwegs bestanden sie viele Gefahren, wurden öfters nur durch ein Wunder errettet, und kehrten nach dreijähriger Abwesenheit in die Heimath Danzig zurück. Nachdem sie hier mehrere Jahre in der Nähe der Katharinen-Kirche gewohnt hatten, welche Dorothea tagtäglich besuchte, wurde sie 1390 durch das angekündigte Jubeljahr mit Ablaß aus ihrer Ruhe gestört. Alles redete nur von dem vom Papst Urban VI. verkündeten Ablasse; auch aus Preußen zogen nicht bloß Männer und Frauen, sondern sogar Greise und Kinder schaarenweise mit fort. Diesmal konnte ihr Mann wegen Gebrechlichkeit sich nicht dazu anschließen; sie aber war sogleich zur Pilgerschaft entschlossen. Auf der Reise und in Rom überließ sie sich nur eine Nacht dem Schlafe. Monate lang ging sie in Rom von Kirche zu Kirche, barfuß, selbst bei strenger Kälte, und gönnte sich an Ruhe und Speise kaum das Allernothwendigste. Sie verfiel in eine Krankheit, von der sie erst nach 7 Wochen genas; dann feierte sie noch in Rom das Osterfest mit, und wanderte endlich nach Deutschland zurück, indem sie den Rückweg über Köln nach Danzig nahm. Ihr Mann war mittlerweile gestorben, und da nun keine irdische Verpflichtung mehr sie fesselte, beschloß sie, sich vollends von allen weltlichen Dingen zurückzuziehen und sich ganz dem beschaulichen Leben zu widmen. Sie ging nach Marienwerder zum Domherrn Johannes, genannt Marienwerder, und verschaffte sich durch ihn die Erlaubniß, sich am Dome in eine Klause einmauern zu lassen und so das Ende ihres Lebens zu erwarten. Am 2. Mai 1393 geschah die seltene Feierlichkeit unter großem Zulaufe des Volkes: sie wurde in ihre enge Klause geführt und so eingemauert, daß man nur eine kleine Oeffnung ließ, um ihr Speise und Trank hineinreichen zu können. Hier lebte sie bei äußerster Beschränkung mit Essen und Trinken, doch bei täglichem Genusse des heil. Abendmahles, bis zum 26. Juni 1394. An ihrem Grabe geschahen Wunder, Kranke wurden durch Annäherung an den Leichnam gesund, Stumme, Taube, Blinde, Hinkende erhielten den vollen Gebrauch der mangelhaften Körpertheile, ja selbst Gestorbene das Leben. So wurde ihr Grab das Ziel zahlreicher Pilger besonders aus Preußen, und sie wurde, wenn nicht gleich vom Papste, doch vom Volke für eine Heilige erklärt.

(Leo, hist. Pruss. p. 255. Ganz kurz danach v. Tettau und Temme, No. 125. Voigt, Preuß. Gesch. V, S. 565. Karl I., S. 10. Grässe II., S. 575. Ausführliche Lebensbeschreibung von Johannes Marienwerder, abgedr. in den Scriptores rerum prussicarum... — Löschin, Gesch. D. I, S. 100.)

Schluß.

Es wäre wohl möglich, diese ziemlich reichhaltige Sammlung noch mit allerlei sagenhaften oder vielmehr lügenhaften Geschichten zu vermehren, wollte man z. B. die Erfindungen des Dominikaner-Mönches Simon Grunau aus Tolkemit*) im 15., oder die von dem Betrüger Janikowski im 17. Jahrhunderte angefertigten Documente zu Hülfe nehmen. Aber es sei an dem Gebotenen genug, welches an Zahl das Doppelte der sonstigen Sammlungen bietet. Polnische Sagen habe ich möglichst ausgeschlossen; sonst würde aus Großpolen und aus dem „blauen Ländchen" der Kassuben manche Sage noch hinzuzufügen sein. Eine jedoch, welche das gesammte Weichselland angeht, sei hier schließlich noch beigebracht:

109. Der Weichsel-Vogel.

Die ungeheuern Salzlager von Wieliczka, welche sich viele Meilen weit unter dem Nord-Abhange der Karpathen bis zur Weichsel hinziehn, sollen von der h. Kunigunde, der Gemahlin Boleslaw's V. des Keuschen, Königs von Polen, zuerst 1252 entdeckt sein. Der Sage nach hatte sie ihren Vater den König Bela von Ungarn, der ein Zauberer war, um ein Geschenk zur Beglückung ihrer Unterthanen gebeten. Auf sein Geheiß mußte sie ihren Ring in einen Salzschacht auf der ungarischen Seite der Karpathen werfen, und ihn dann auf der polnischen wieder suchen, wodurch die beglückenden Schätze hier entdeckt wurden. Von dort kann man leicht, nach Besichtigung (eines kleinen Theiles) des Wunderbaues ohne Gleichen, leicht zu dem reizenden Badeorte Ustron gelangen, der 1500′ über dem Meere liegt.**) Ein letzter Ausflug führt dann in das höchst romantisch gelegene Dorf Weichsel, welches von 4000 Seelen weithin auf 4 Quadratmeilen bewohnt wird, und in dessen oberem Theile die Weichsel aus verschiedenen Zusammenflüssen, namentlich der schwarzen, der weißen und der kleinen W. entsteht. Die erstgenannte (übrigens mit ebenso krystallhellem Wasser wie die andern)

*) Neuste Ausgabe von Perlbach, Leipzig 1877, in den Schriften des Geschichts-Vereins der Provinz Preußen.

**) Vgl. Brandstäter, die Weichsel, S. 564.

ist mit schauerlichen, hohen und schroffen Felswänden umgeben, ein für Sagen wie geschaffener Ort; der Wohnsitz der Weichselnymphe (Wisla). Wir übergehn hier andere Sagen und erwähnen nur folgende:

An jedem frühen Morgen sendet die Weichselnymphe aus ihrer Grotte einen grünen Vogel aus, der an dem ganzen Strome entlang bis zu seiner Mündung fliegt, und dann selbigen Tages am Abende zu ihr zurückkehrt. Er muß ihr berichten, was er Gutes und Böses geschaut, und ob die Menschen, die am Strome wohnen, glücklich sind oder nicht. Oben im Gebirge erblickt man wohl den grünen Vogel, aber je weiter er fliegt, desto seltener ist er zu sehen, und wer nicht ununterbrochen nach ihm ausschaut, bekommt ihn nie zu sehen.*)

Möchte Wisla den Berichten des Vogels, besonders über den entferntesten Theil seines weiten Fluges, stets mit freudiger Miene lauschen!

*) Uhl, Bad Ustroń, S. 40.

El Bod

23 —

Digitized by Google

Druck: H. Gruber, (Allfoto) Minden

303.843
P734

25 1972

UNIVERSITY OF MINNESOTA
wils
303.843 B734
Brandstätter, Franz August.
Danziger Sagenbuch : Sagen von der Stadt
3 1951 002 282 271 U

MINITEX
Minnesota Library Access Center
9ZAR05D01S03TH8

Digitized by Google